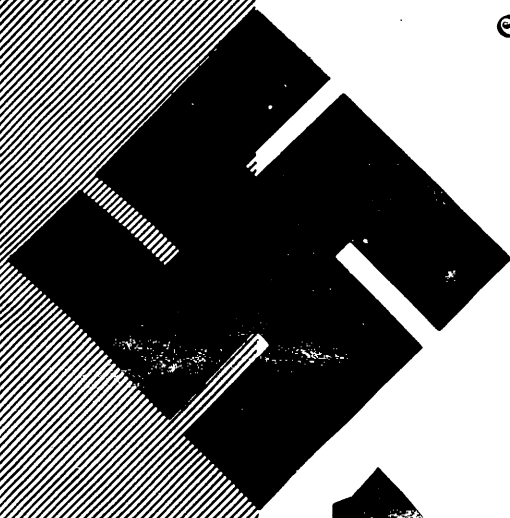




Der Ostpreußische

Lehrer

Aus dem Inhalt:

Die deutsche Sendung des Saardichters Ernst Thraasolt!
Von Hella Büttgenbach

Goethe, Friederike und Lilly in Saarbrücken
Von Hans Martin Elster

Französischer Kulturwille
Von Dr. Gerd Krause

Nationalsozialistische Wirtschaftsplanung
Von C. Grönke

Von Fastnachtsbräuchen in deutschen Gauen
Von Artur Buchau

Blaujacketten und Feldgrauen gegen Oeser (Walter Flex'
Heldentod)
Von Arno Hundertmark

Rund um die masurische Kleinstadt / Heimatgeschichtliches
aus verflossenen Jahrhunderten
Von Paul Saak

Lichtbild und Film im Unterricht
Vortrag des Landesbildstellenleiters Studienrat Zerbst

Luftschutzübung in der Schule
Von Fritz Stamm, Luftschutzobmann der Hoff-
mannschule

Aussichten für akademische Mittelschullehrer auf Anstellung
im Mittelschuldienst
Von Herbert Wilhelm

Die deutsche Sendung des Saardichters Ernst Thrasolt

Von Hella Büttgenbach, Königsberg.

„Matt ist das Herz mir, müde sind die Knie'
geworden mir, weiß wird das graue Haar
Sei's! Doch im Leben und im Grabe nie
vergeß' ich Heimat deiner, deiner nie, o Saar!“

Ein müder Mensch kehrt ins Jugendland. Sein Herz kniet auf den heiligen Gräbern der Heimat hin und weint und singt. — Ist es das allein, was der Band „In memoriam“ (Berlin 1922) von Ernst Thrasolt zu künden weiß, so darf man ihn auch weiterhin der schwermüden Vergessenheit überlassen, die ihn außerhalb eines engsten, heimatbegrenzten Kreises umspinnt. Aber da ist ein Stärkeres, ein Zwingendes, das mit schwingenden Glocken das Gemüt des Lesers, ja, das Gewissen der Zeit anruft, die Augen aufzutun über den Liedern dieses Saardichters: ein Bauer kehrt zurück zu Heim und Herd, zu Eltern und Geschwistern, zu Pflug und Webstuhl, zu Fluß und Dorf, zu Wald und Wind und Sonne, zu allem, was eigen und ewig, stark und irdisch, zu allem, was grunddeutsch genannt werden kann. Wesen und Sinn des Bauerntums gewinnen Gestalt in Vater und Bruder, wovon der eine vollendet am Pfluge stirbt, der andere fern vom Pfluge fürs Vaterland fällt. Es tönt wie aus dem Mund eines mittelalterlichen Rhapsoden, durchsonnt von der blühenden Innigkeit der Meisterfinger, wenn er vom Vater sagt:

„All meiner Bücher Grund ist Grund,
den du, der Bauer, pflügte und in sich trug,
in dem der Himmel Wurzeln schlug,
über den herging dein Rodmesser und dein Pflug
und Regen und Sonne und der Vögel Zug,
Leid und Schweiß und Segen und Not,
Singen und Liebe, Weib und Kind,
alle die Dinge, die hart und köstlich sind,
und Morgen- und Abendrot und Tod.
Und die Bücher sind du, und sie sind dein,

—
sie sollen ein Born sein, bergwasserfrisch,
und Küchenkammer, Keller, Speicher und Tisch
altem, deutschem Wesentume,
ein stilles Feld voll Ackerkrume
und Trieb und Keim, Sehnsucht und Saft,
zu deutscher Bauernkraft.“

Und so nennt er seinen Bruder:

„Du, hell und blau an Aug' und Gemüt,
wie, wenn der Flachs am Sommermorgen blüht,
—
ein Bauer, den Fuß fest in eigenem Grund
und die Knochen voll Mark und das Blut gesund,
—
ein Acker in der Sonne, furchengut,
und Schutz 'gen Krankheit und Hunger und Not
und Quell für deutschen Sinn und Mut
und Blut — und Kraft — und Brot.“

Tiefer noch geht der Weg zu den Quellen hinab, aus denen der Sohn der Saar deutsche Bekenntnis kraft getrunken, wenn man die erste Sammlung seiner Gedichte, „Stille Menschen“ (Köfel 1913), aufschlägt. Da ist eine Heimat, eine Kindheit so hart und farg und dennoch so hell und reich, wie das deutsche Märchen sie träumt, und wie sie den Stillen im Lande ewig die junge Seele füllt. Der Knabe geht mit dem Vater vom Pfluge nach Haus, „wenn es dunkelt in der Furche und die Nachtigall schlägt“. Dann sitzt er bei ihm am Webstuhl vor dem surrenden Rad, macht Spule um Spule mit roten, fadenzerrissenen Fingern und muß ihm dazu Antwort wissen von Bibel, Einmaleins und Noten. Und über sich sieht er „der Fäden glänzendes Gewirr“ zu Leinwand werden und buntem Tuch und vergißt bei diesem Wunder die wilden Spiele auf dem Dorfplatz.

„Und wir sangen des Landmanns
Lied an seinen Sohn zu zweit:
Lieb' immer Treu und Redlichkeit!

—
und mit andächtigem Mund,
daß still uns selbst der Webstuhl stund,
Was ist des Deutschen Vaterland?“

Weiter gibt es in diesem Bändchen klingende, heimatische Landschaftsstimmungen: „Hochwalddorf“, „Halsenbach“ (Hundsriick), „Seufen“ (Saar), und vor allem das bedeutende Kultur-gemälde „Beim Roden.“ Hier sind die Dinge, um die der Dichter sein Leben von vorn anfangen möchte, da er

„... auf goldenem Throne gesessen,
auf einem blühenden Ginsterbündel,
und unten rann und rauschte die Saar,

—
und tausend, tausend Vögel sangen,“

und da er staunend zugehört, wie der Mensch in zähem Ringen mit Feuer und Art die Eichenriesen überwindet, bis grün die Saat im schwarzen Grunde keimt und aus Waldeswelt Ackerwelt wird.

„Auf heller Höh', bei schwarz verbrannten Strünken,
in duftiger Luft, umrauscht von Wald und Born,
aus Feuer Grund und Schweiß, 's will mich bedünken:
es müssen Mäher wachsen aus dem Korn.“

Ist es ein Wunder, wenn in solchem Raum der Sinn für menschliche Größe wächst, so daß nun wirklich Mäher erstehen aus dem Korn, Männer und Frauen, die den Rauch der gebrannten Scholle lebenslang in den Gewandfalten tragen und mit hartem Griff die Faust um die Sense spannen, wenn ihre Stunde reif wird? So sind die Gestalten der überaus farbigen Volksballaden „Die schöne, arme Magd“ (Leipzig 1922), die von Sagen und Schicksalen der Heimat erzählen, von Ittal Reding, Anna Scheurin, Franz von Sickingen. Und wer Thrasolts religiöse Lyrik kennt, gewinnt aus dem Gleichnis von der gerodeten Höhe auch Sinn und Deutung dieses kosmisch verankerten Menschen, dem endlich „aus grauer Asche und aus roter Erde“ die Saat zu hellem Golde gereift ist. Nun ist er der deutsche Gottesmann — der wie Eckhart, Seuse und Tauler dem Herrn dienen will

„mit frohen, hellen Sommermienen,
mit Sonnenstrahlen, und mit Goldpokalen,

—
nicht mehr mit finst'rer Stirne gramzerrissen,
nicht mehr mit Nacht und Zweifeln im Gewissen,“

und der aus Nacht und Not in die große kosmische Liebe eingegangen:

„Komm — Gott und die Welt und Du und ich sind fromm
und sind süß und hell und heilig und gut.“

Alles aber, was an diesem Dichter volksgebunden und heimatversponnen ist, treibt köstlichste Frucht in dem Büchlein „Behaal meech liew, Gedichte in soar-muselfränkischer Mondoart“ (Berlin 1922). Hier spricht sich Liebe aus in echt deutscher Scheu, hier singt und klingt es von „Bauernhärz“ und „Bauernlieden“, von „Bauernjoar“ und „Bauernläwen“, von „Hämwich“ und „Dawend-frieden“, — hier reiht sich Perle an Perle einer feinen Liedkunst von artechter Prägung, und allerlei Sprüche künden Volkswiesheit und -weis seines gemühtiefen Stammes.

Es gibt keinen stärkeren Zeugen für das Deutschtum des Saarvolks, und welche Lockung diesem Stamme auch immer von Westen winken möge, hier steht der bäuerlich-priesterliche Herold auf der Zinne der Heimatburg, und alle Liebe zu Menschen, Gott und Welt, die sich in deutscher Herbsheit still verhüllte, wird frei zum flammenden Treuschwur an das eine, heilige Vaterland:

„Soulang en Stär noch druawen stäht,
soulang hei innen en Härz noch schläht,
soulang de bloaen Floß noch bleiht,
soulang en Moatter ihr Kinndchen weisht,
soulang en Buggel baut un sengt,
soulang emm Feld en Blou noch blenkt,
soulang de Soar durch wus Dall noch läst,
soulang en Sejl unn den Himmel gläst,
soulang mir ääßen Hergottsbroud,
bis enn den Doud, bis enn den Doud ...
soulang wellen mir zou Deetschland stoahn,
soulang sooll Deetschland nit ennergoahn!“

Goethe, Friederike und Lilly in Saarbrücken / Von Hans Martin Elster.

Wenn man in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ die schöne Schilderung liest, wie er von Straßburg aus auf einem Ritt über Zabern, Pfalzburg, Burweiler, Saargemünd nach Saarbrücken, dieser kleinen Residenz, die er „einen Lichtblick in einem so felsig-waldigen Lande“ nennt, reiste, dann kann man zuerst nicht feststellen, wann Goethe diese Reise gemacht hat. Es kann im Sommer 1770, es kann aber auch 1771 gewesen sein. Erst wenn man hört, daß ihn zwei Studienfreunde, Engelbach und Weyland, begleitet haben, löst sich das Rätsel, denn Johann Konrad Engelbach aus Westhofen, der später Hofrat beim Fürsten zu Nassau-Saarbrücken wurde, hatte sich im Mai 1770 in Straßburg für die juristischen Prüfungen, die er am 19. Juni bestand, immatrikulieren lassen. Er verließ zusammen mit Goethe und Weyland am 23. Juni Straßburg. Am 26. Juni trafen die drei Freunde zusammen in Saarbrücken ein, von wo nach mehrtägigem Aufenthalt Goethe und Weyland allein zurückkehrten. So kam Goethe mit zwei Saarländern selbst ins Saargebiet, denn auch Friedrich Leopold Weyland (geb. 1750 in Burweiler, gest. 1785 als hessendarmstädtischer Hofrat und Leibarzt) war ein Saarländer. Durch ihn knüpften sich die Fäden zur Familie des Pfarrers Brion, seiner vielgeliebten Friederike Brion. Weyland war nämlich der Stiefbruder der Frau Schöll, einer Schwägerin der Frau Pfarrer Brion. Bei Schölls stieg denn auch Weyland in Saarbrücken ab, während Goethe beim Präsidenten von Günderrode untergebracht war.

Goethe hat sich die wenigen Tage im Saargebiet recht heimlich gefühlt. Es interessierte ihn nicht nur die Anlage des Schlosses und des Städtchens Saarbrücken, sondern er benutzte die drei Tage Aufenthalt auch für mancherlei wertvolle Bekanntschäften. Aber wie immer bei Goethe, ruhte auch hier die besondere Teilnahme an der Natur des Landes nicht. Hier trat dem Frankfurter zum ersten Mal die Bergwelt mit ihren Schätzen entgegen. „Die Lust zur ökonomischen und technischen Betrachtung“ wurde hier, wie er bekennet, zuerst erregt, als er von den reichen Dübweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Maunwerken, ja sogar von einem brennenden Berg erzählen hörte. Wir wissen, wie Goethe später die Bergwerke in Ilmenau, in Thüringen, im Harz besuchte, wie er diesem Industriezweig seine besondere Aufmerksamkeit widmete, und wie er ein Sammler aller Erdgeheimnisse der Berge, ein Steinkenner und Forscher auf diesem Gebiet geworden ist. Das Saarland kann sich also rühmen, den Naturforscher Goethe in dieser Richtung hervorgerufen zu haben. Der Eindruck, den Goethe von dem waldigen Gebirge empfing, ist ein sehr tiefer gewesen. Man blieb nicht in Saarbrücken hocken, sondern ritt hinaus zu einer Maschinenfabrik, zu einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Man sah sich eine Maanhütte an, und zwar die des berühmten Erfinders Stauf, dessen Seltsamkeiten das ganze 18. Jahrhundert erfüllten und dessen Genie für die Chemie viel bedeutet hat. Goethe besuchte denn auch Herrn Stauf selbst und setzte ihm ein Denkmal, so daß die Gestalt dieses seltsamen Adepten bis heute allen Lesern von „Dichtung und Wahrheit“ vertraut wird.

Besonders fesselte Goethe aber der brennende Berg, den er nach allen Richtungen hin untersuchte, und schließlich auch die Friedrichstaler Glashütte. Die ganze Romantik der damaligen Industriewelt wurde ihm bei den im Talgrunde liegenden Schmelzhütten, dem Spiel der Johannismwürmer zwischen Fels und Busch und der funkenwerfenden Essen, der glühenden Dafen und dem Rauschen der Wasser offenbar. Tief berührt von dem Erlebnis schrieb er: „Hier mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen, finsternen Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, sah ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte, niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Plaze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühstücken abzureisen.“ — Es ist die Erinnerung an das geliebte Seisenheim, die hier in Goethe erwacht war. Nach Seisenheim eilte Goethe denn auch über Zweibrücken, Bilsch und spann hier sein Liebesleben weiter.

Im Juni 1772 besuchte Friederike Brion mit ihrer

Mutter und Schwester ihren Onkel Schöll in Saarbrücken. Es bestand damals sogar die Absicht, daß, wie der Dichter Reinhold Lenz, der Friederike hoffnungslos geliebt hat, an den Altuar Salzmann geschrieben hat, Friederike dauernd in Saarbrücken bleiben sollte, gewiß, um von ihrer Melancholie nach Goethes Abschied abgelenkt zu werden. Friederike wird in den Junitagen 1772 die Wege abgeschritten sein, die Goethe in Saarbrücken gegangen war und von denen Goethe ihr gewiß erzählt hat. Während ihrer Abwesenheit dichtete Reinhold Lenz zwei Lieder: „Wo bist du jetzt, mein unvergeßlich Mädchen . . .“ und „Ach, bist du fort? Aus welchen glühenden Träumen erwach ich jetzt zu meiner Qual?“ Lange Zeit hat die Goetheforschung angenommen, daß diese Gedichte, die in dem Nachlaß der Schwester Friederikens gefunden wurden, von Goethe stammten. Sonst ist keine Nachricht über den Aufenthalt Friederikens in Saarbrücken auf uns gekommen.

Dagegen können wir mehr erzählen von dem Besuch Lilly Schönmanns in Saarbrücken. Die Frankfurter Liebe des jungen Goethe hatte sich, als Goethe auch sie verlassen hatte, mit dem angesehenen Straßburger Kaufmann v. Türrheim, verheiratet. Türrheim wurde nach dem Sturz der Girondisten und der dadurch veranlaßten Flucht des konstitutionellen Bürgermeisters von Straßburg, der neue Bürgermeister der Münsterstadt. Aber auch er konnte das Amt nicht lange halten, wurde durch die Schreckensherrschaft, die nun auch in Straßburg einsetzte, 20 Stunden weit von der französischen Grenze in das Innere des Landes versetzt und zog sich in das kleine Postorf bei Finstingen in Lothringen, wo er einen Gültshof besaß, zurück. Als aber der Haß des Wohlfahrtsausschusses den völlig zurückgezogen lebenden Baron Türrheim auch hierhin verfolgte, einen Haftbefehl, der gleichbedeutend mit dem Todesurteil war, absandte, eilte Türrheim hinter den Gärten des Dorfes in Richtung von Saarunion fort, indes die braven Postorfer den Befehl vom Konvent bekamen, den überall verehrten „Papa Türrheim“ zu fangen. Sie ließen ihn aber unbehelligt die Grenze erreichen. Als Holzhauer verkleidet, gelangte er schließlich nach Saarbrücken und dann weiter nach Heidelberg. Von Saarbrücken aus riet er seiner Frau durch einen alten treuen Invaliden, sie solle ihm nachkommen. Mit fünf noch unerwachsenen Kindern, in Begleitung des Erziehers ihrer Knaben, brach Lilly von Türrheim Mitte Juli 1793, das kleinste Kind auf dem Rücken tragend, in brennender Sonnenhitze, die Todesangst im Herzen, auf. Ohne Rast und Ruhe erreichte die zarte Frau die deutsche Grenze und war hier endlich vor dem französischen Revolutionswahnsinn in Sicherheit. Um über die Saarbrücker Grenzbrücke zu kommen, mußte Frau von Türrheim sich auch als Lothringer Bäuerin verkleiden. Einen Korb mit Gemüse trug sie auf dem Kopf, ihre 13jährige Tochter Elisa schritt neben ihr, indes sie die drei Knaben mit ihrem Erzieher einen Fußpfad zum Saarufer wählen ließ. An einen Freund schreibt der Hauslehrer, der Theologe Johann Michael Fries: „Zufällig — doch es war eine höhere Fügung, es war die Vaterhand Gottes, die alles so lenkte — war es gerade ein Pfad, der auf einen seichten BADEPLATZ am Fluß auslief; aus diesem Grunde gelangten wir, ohne besonderes Aufsehen bei den vielen am Fluße auf- und abziehenden Vorposten-Patrouillen zu erregen, am Wasser an, zogen dort unsere Kleider aus und kamen glücklich über die Saar hinüber.“ Frau von Türrheim mußte aber noch die plumpen Scherze eines Trupps zügelloser republikanischer Soldaten, die die schöne Bäuerin belästigten, ertragen. Nur ihre Geistesgegenwart rettete sie aus der Gefahr, erkannt zu werden. Sie rief den zudringlichen Soldaten zu: „Ist es braver französischer Soldaten würdig, eine Familienmutter also zu beschimpfen?“ und ging festen Schrittes durch die Reihen der rohen Menschen, die ihr nun Platz machten, hindurch. Wie atmete Frau von Türrheim auf, als sie sich im nächsten deutschen Dorf im ersten Wirtshaus mit ihren Knaben traf, und hier nun der Gefahr entronnen war!“

Ob Goethe von diesem Besuch seiner Jugendbraut Lilly in Saarbrücken je erfahren hat, ob er darüber nachgedacht hat, wie zwei Frauen, die sein Herz aufs tiefste bewegt hatten und in seinem Schaffen ewige Spuren hinterlassen haben, die gleichen Straßen wie er in Saarbrücken gewandelt sind, wissen wir nicht. Aber wenn wir heute Saarbrücken und das Saarland betreten, so wissen wir, daß auch dieser Heimatraum durch den Genius des größten deutschen Dichters geheiligt ist.

Französischer Kulturwille^{*)} / Von Dr. Gerd Krause, Königsberg.

Von allen europäischen Ländern hat von jeher Frankreich wohl am stärksten das Streben gezeigt, auf dem europäischen Festland eine Führerstellung einzunehmen. Die französische politische Geschichte ist außerordentlich reich an Beispielen einer konsequenten Erweiterung und Erhaltung der Macht- und Einflusssphäre dieses Landes. Im Mittelalter mußte das französische Königtum, der Träger des nationalen Einheitsgedankens, zuerst den Sieg über die partikularistischen Mächte Nordfrankreichs erringen; dann konnte es sich dem Süden des alten Gallien zuwenden, um den französischen Staat als Ganzheit zu schaffen. Es mußte nichts, daß sich der Süden gegen den geeinigten Norden stemmte, daß die provenzalischen Troubadours ihre glühenden Sirventese (Streitlieder) dichteten. Südfrankreich mußte sich dem politisch fähigeren, von germanischem Blut getragenen Nordfranzosentum beugen. Die erreichte nationale Einigung war die Vorbedingung für die Stoßkraft Frankreichs, das seitdem nie aufgehört hat, seinen Einfluß weiter zu tragen und seinen Willen anderen Völkern aufzuzwingen zu wollen. Von der französischen Herrschaft in Unteritalien (Karl von Anjou, 13. Jahrh.) und den Italienzügen eines Ludwig VII. und Franz I. geht eine einheitliche Linie über die Raubkriege Ludwigs XIV. und die Eroberungszüge Napoleons bis zu den Machtbestrebungen der Gegenwart. Überall das Streben nach Einfluß und Führung der französischen Politik, aber überall auch — und das ist in diesem Zusammenhange für uns das Wesentliche — das Streben nach der Hegemonie französischen Geistes, französischer „civilisation“. Diese enge Verbindung kulturellen und politischen Willens ist französische Eigenart und kann in den verschiedensten Epochen des französischen Lebens nachgewiesen werden. Im Mittelalter fühlen sich die Franzosen als die berufenen Vorkämpfer des Christentums. Laut künden ihren Ruhm die „chansons de geste“, jene nationalen Heldenepen, die der kriegerische Geist des stark germanischen Nordfrankreichs erzeugte. Es sind Roland und die anderen Helden, die gegen die heidnischen Sarazenen in den Kampf ziehen für Gott und die „douce France“, das „süße Frankreich“, das noch heute (z. B. auf Postkarten) so genannt wird. Nicht minder fanatisch sehen sich die Franzosen ein, als sie später als Träger der „Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit“ und des Revansegedankens ausziehen.

Die kulturell-politische Wesensart französischen Willens bestimmt folgerichtig die Wege, die auch das heutige Frankreich einschlägt. Man wendet nicht einseitig eine einzige Methode an, sondern vielfach recht geschickt die verschiedensten Mittel. Nicht allein durch militärische Gewalt, diplomatische Schachzüge, finanzielle und handelspolitische Beeinflussungen soll die französische Herrschaft verbürgt werden, sondern eben auch durch kulturelle Durchdringung. In das gewaltige Kolonialreich, das dem Mutterlande als Truppenreservoir und Rohstoffbasis dient, strömt die „civilisation“, um die Fremden zu Franzosen zu machen, denn — so meint ein großer Teil des heutigen Frankreich noch immer — nicht das Blut, sondern der Geist macht den Menschen zum Franzosen. Die französische Nation hat sich stets gern eine Beschützerin und Wohltäterin primitiver Völker genannt. Das Bedürfnis, eine schöne Rolle zu spielen, ist echt französisch. Viele Beispiele der französischen Literatur vom Mittelalter an zeigen, daß das französische Leben gesellschaftlich stark gebunden ist. Es entwickelten sich Normen, die den Menschen in ein bestimmtes Verhalten hineindrängten; sein Leben spielt sich vor einem Hintergrunde ab, so daß sein Sprechen und Handeln im Urteil der Gesellschaft gespiegelt wird. Die Folge ist die eindrucksvolle Geste, wovon naturgemäß die französische Politik nicht frei ist. Doch ist die Geste für die Franzosen weit mehr als eine reine Neußerlichkeit, sie ist geradezu eine Lebenshaltung. Wenn also die Franzosen anderen Völkern durch Einbeziehung in den französischen Kulturkreis eine Wohlstat zu erweisen glauben, so klingt uns das als volltönende Phrase, als Geste, aber für die Franzosen ist es reine Ueberzeugung. In ihrer Mehrheit halten sie Frankreich für den eigentlichen Träger der „Zivilisation“, woraus diesem Lande die Aufgabe erwachse, sie weiter zu tragen. Sie sind davon durchdrungen, daß Frankreich zur Förderung der Menschheit beitrage, wenn seine „civilisation“ immer

weitere Kreise erfaßt. Demnach können sie es nicht verstehen, daß man sich in den besetzten Gebieten gegen ihre Kulturpolitik gewehrt hat. Bezeichnend ist, daß „die Schulzeitung für Elsaß-Lothringen („Revue scolaire“), im April 1932 eine Zeitschrift der annamitischen Bevölkerung Französisch-Hinterindiens mit ihren Beschwerden über die französische Sprachenpolitik, Schul- und Verwaltungspraxis, Beamtenanstellung usw. abdruckt und voll Bitterkeit beifügt: Ganz wie bei uns im Elsaß!“ (H. Hördt, „Der Durchbruch der Volkheit und die Schule“, S. 96). Das romanische Denken kennt eben nicht das Recht auf völkisches Eigenleben; Volks- und Staatszugehörigkeit sind ihm gleich, während das germanische Empfinden das Eigenrecht alles dessen anerkennt, was natürlich gewachsen ist.

So arbeitet Frankreich zielbewußt daran, sich die direkt beherrschten Gebiete durch Untermauerung seiner Macht nach der inneren Seite der Menschen fester einzuverleiben. Das Bewußtsein von der großen Bedeutung kulturell-geistiger Beeinflussung tritt gleichfalls zutage in seinen Bemühungen, andere selbständige Länder in seinen Bann zu ziehen, ins Schlepptau zu nehmen oder wenigstens seinen Plänen geneigt zu machen. Die kulturpropagandistische Arbeit in dieser Richtung ist stark ausgebaut, weil sie leichter und geräuschloser vor sich gehen kann als die den Vasallenstaaten gelegentlich geleisteten Hilfen militärischer und finanzieller Art. Der Werbekreis Frankreichs ist recht groß. In dem von Ungarn handelnden Aufsatz der Artikelserie „La femme dans le monde moderne“ schreibt der „Temps“ vom 30. August 1934: En dépit d'une certaine inclination pour les moers, anglo-saxonnes qui s'observe surtout chez les jeunes, s'il est un pays fait pour comprendre d'instinct la France, pour l'apprécier par intuition et par penchant, c'est bien la Hongrie.* Hier wird für das eigene Land wie für Ungarn selbst der Gedanke einer natürlichen Verbundenheit beider Völker propagiert. Ähnliche Beispiele gibt es in Menge. Daß dabei die Wahrheit oft vergewaltigt wird, braucht nicht ausdrücklich betont zu werden. So ist z. B. die Behauptung, der Glaube der Saarbevölkerung sei wurzelhaft französisch und demnach müsse Frankreich im Namen der religiösen Freiheit eingreifen, vollkommen falsch; vgl. P. Heinke, „Saarländischer Glaube — deutscher Glaube“ (Ostpreuß. Erzieher, 1934, Nr. 33/34). Wer geneigt sein sollte, die Kraft der Kulturpropaganda im allgemeinen und die der französischen im besonderen gering anzuschlagen, wer gar meinen sollte, die letztere als Absurdität einfach hinnehmen zu können, befindet sich in großem Irrtum. Die Tätigkeit und die für uns bestehende Gefahr der französischen Kulturpropaganda speziell in Osteuropa werden von A. Schwedtfke in einem Aufsatz der „Neuphilologischen Monatschrift“, Heft 10, Oktober 1933 dargelegt. Wir erfahren, daß durch verschiedene Kanäle der französische Einfluß den Randstaaten Osteuropas energisch zugeleitet wird. Zuerst ist das Schulwesen zu nennen. Frankreich hat gleich nach dem Weltkriege in diesen Gebieten französische Schulen eingerichtet, die nach ihrer Einrichtung und nach der Tüchtigkeit der Lehrer vorzüglich sind. Riga besitzt heute bereits zwei französische Gymnasien. Hand in Hand mit der Schule gehen Literatur, Kunst und Wissenschaft, um französischen Geist weiter zu tragen. Schwedtfke analysiert Henry de Chambons Buch über Lettland, das unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit enge Beziehungen zwischen Frankreich und Baltikum zu beweisen sucht. Fast über jeden osteuropäischen Staat ist von französischer Seite ein Werk geschrieben, das im In- und Auslande für Frankreich werben soll. Die beste Gelegenheit, derartige Schriften in weiteste Kreise gelangen zu lassen, sind die internationalen Kongresse. Die Wirkung der Druckschriften sucht Frankreich dadurch zu erweitern und zu verstärken, daß es Wissenschaftler und Künstler zu Vorträgen und dgl. in die Länder Osteuropas entsendet. Meistens werden dazu Männer ausgewählt, die die deutsche Sprache und Kultur gründlich studiert haben, damit sie mit den deutschen Minderheiten in Verbindung treten können. So strebt Frankreich danach, im Osten Europas eine Situation zu schaffen, ähnlich der

*) erscheint demnächst in der „Neuphilolog. Monatschrift“, herausgegeben von Prof. Dr. W. Hübner-Berlin; Verlag Quelle u. Meyer.

*) Uebersetzung: Zwar läßt sich gerade bei der jungen Generation (Ungarns) eine gewisse Hinneigung zu den angelsächsischen Sitten beobachten, aber wenn es ein Land gibt, das dazu geschaffen ist, Frankreich aus Instinkt zu begreifen, es intuitiv und neigungsgemäß zu schätzen, so ist das gerade Ungarn.

in Kleinasien, wo schon seit geraumer Zeit die kulturelle Beeinflussung durch unseren westlichen Nachbarn maßgebend ist. Und tatsächlich hat die französische Kulturpropaganda bisher unverkennbare Erfolge gezeitigt. Seine eindringlichen Ausführungen schließt Schwedtfke mit dem Hinweis, daß eine deutsche Gegenwehr unerlässlich sei: „Um unsererseits einen wirkungsvollen Kampf gegen das weitverzweigte System der französischen Kulturpropaganda aufnehmen zu können, müssen wir Männer haben, die mit der französischen Sprache und mit der französischen Art vertraut sind. Nichts wäre daher verhängnisvoller und folgenschwerer, als eine Drosselung des französischen Unterrichts an unseren höheren Schulen und Universitäten.“ (In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß die Annäherung zwischen Deutschland und Polen auch durch Programmaustausch des Rundfunks beider Länder unterstützt wird.)

Die Gefahr, welche die französische Kulturpropaganda birgt, liegt nicht zum geringen Teil darin beschlossen, daß das französische kulturelle Wollen mit gewaltiger Wucht und Energie sprudelt. Man muß die Eigenart des französischen Kulturwillens kennen, will man die Kräfte ermessen, die ihm und seinen Äußerungen innewohnen. Der französische Kulturwille ist nicht allein das Streben nach Weiterführung lediglich der Kulturwerte, sondern gleichzeitig der Wille zur Steigerung Frankreichs in politisch-nationaler Blickrichtung. Im Laufe der Zeiten hat sich dieser französische Kulturwille unverändert erhalten. Die Triebfeder ist letztlich der fanatische Glaube an die Sendung Frankreichs und der nationale Ehrgeiz, der mit einer die Nachbarvölker stets bedrohenden Ausschließlichkeit sich auswirkt. Für das Denken des Franzosen sind „französisch“ und „gut, wertvoll“ gewissermaßen identische Begriffe, und so trägt für ihn alles, was französisch ist, den Charakter der Allgemeingültigkeit. Der Stolz auf französischen Wesen kann durch die Jahrhunderte hindurch verfolgt werden, und die Dichtung schlägt häufig genug nationale Töne an, die diesem Stolz Ausdruck verleihen. Die Dichtung begleitet und treibt sogar das schwere Werk nationaler Einigung, das die Kapetinger-Könige vollbrachten. In zähem Bemühen haben diese die anarchischen Zustände, die im Frankreich des 10. Jahrhunderts herrschten, beseitigt. Von Anfang an haben sie den Anspruch verfolgt, ganz Gallien zu beherrschen. Obwohl dieser Anspruch zunächst in schmalem Gegenfakt zu den realen politischen Verhältnissen stand, ist doch aus diesem Ideal die künftige Macht des französischen Königtums hervorgegangen. Der König vertrat die Idee der nationalen Einheit; er war der Pfeiler, an dem sich das Nationalgefühl emporrankte. Die nationale Dichtung der Heldenepen, die die ruhmvolle Vergangenheit und die Gestalt des Frankenkaisers lebendig machte, umwob Franzien, das Stammland der Kapetinger, mit einer Glorie, welche die Werbestraft des Königtums ungemein erhöhte. In der dichterischen Phantasie und in dem Sehnen nach nationaler Einheit wurde Franzien, und somit auch die Stadt Paris selbst, zum idealen Mittelpunkt Frankreichs lange vor der Zeit, die das Wunschbild Wirklichkeit werden ließ. Paris wurde tatsächlich das Zentrum und ist es bis heute nicht nur für Frankreich selbst, sondern in gleichem Maße auch für das Kolonialreich geblieben, trotz regionalistischer Bestrebungen, die den oft drückenden Zentralismus abzuschwächen suchten. So hat schon die alte Dichtung zweifellos dazu beigetragen, daß das vom Klerus unterstützte Königtum sein theoretisches Machtprinzip verwirklichen konnte und daß Franzien zum normativen Faktor im Entwicklungsgange nicht nur der sprachlichen und geistigen, sondern auch politischen Einigung wurde. Auf diesem festen Untergrund konnte die Folgezeit weiterbauen. — Wir haben bereits oben gesagt, daß die sich um Karl den Großen und andere Helden (Wilhelm von Orange) gruppierenden „chansons de geste“ nie aufhören, den Kampf für Vaterland und Christentum zu preisen. Die Verbindung nationaler und religiöser Ideen ist charakteristisch, sie kehrt später z. B. bei Johanna von Orléans wieder (vgl. meinen Aufsatz „Freiheit und Disziplin“, Ostpreuß. Erzieher, Nr. 47, 1933, S. 528). Wie tief das Bewußtsein von der Einzigartigkeit Frankreichs gegründet ist, offenbart auch die Tatsache, daß sogar die höfische Dichtung zur Säuglerin des Kulturwillens wird. Im Gegensatz zum Heldenepos, das in der nationalen Vergangenheit wurzelt und eher das Lob der französischen Nation in ihrer Gesamtheit singt, schöpft das höfische Epos vornehmlich aus internationalen, besonders feltischen Stoffen und gestaltet das individualistische Streben des gesellschaft-

lich gebundenen Ritters. Trotzdem kann es französische Geisteshaltung auch nach der Seite atmen, die uns hier interessiert. So findet sich im „Cligés“ des Crestien de Troyes*) folgende bezeichnende Stelle:

Ce nos ont nostre livre apris,
Que Grece ot de chevalerie
Le premier los et de clergie.
Puis vint chevalerie a Rome
Et de la clergie la some,
Qui ore est an France venue.
Des doint qu'ele i soit retenue
Et que li leus li abelisse
Tant que ja mes de France n'isse
L'eonors qui s'i est arestee.
Des l'avoit as autres prestees,
Mes des Grezois ne des Romains
Ne dit an mes ne plus ne mains.**)

Der Stolz auf das eigene Land treibt den Franzosen dazu, mit einer gewissen Ueberheblichkeit von Griechenland und Rom zu sprechen. Jedoch sucht ein anderer höfischer Roman des 12. Jahrhunderts, der „Partonopeus von Blois“, den Anschluß an die Antike, allerdings an Troja. Er sieht in den Frankenfönligen Nachkommen des trojanischen Herrschergeschlechts, eine Fabel, die der unter dem Namen „Fredegar“ gehenden Chronik des 7. Jahrhunderts entnommen ist und sogar noch in einem Epos des 16. Jahrhunderts, der „Franciade“ des Renaissanceedichters Pierre de Ronsard, herungerichtet. Mit dieser Fabel, die übrigens auch außerhalb Frankreichs anzutreffen ist, wollte man offenbar den Ruhm Frankreichs erhöhen. In der Tendenz stimmen also die betreffenden Stellen dieser drei Schriften mit Crestien überein, nur die Wahl der Mittel, die Einschätzung der Antike, ist eine andere. Es scheint beinahe so, als ob sich bereits hier ungewollt der Gegenfakt anbahnt, der in der späteren Zeit, besonders in der Klassik und Aufklärung (vgl. die „Querelle des Anciens et Modernes“) die französischen Dichter und Denker in zwei Lager spaltete. Auf der einen Seite die Hochschätzung der Antike, verständlich durch die Verbundenheit der französischen Kultur mit der römisch-lateinischen, auf der anderen Seite der Ansturm gegen überlieferte Wertschätzungen und Denkrichtungen und das Bestreben, dem „Modernen“, dem von „Franzosen“ Geschaffenen zur Anerkennung zu verhelfen. Schließlich gelangen die aufklärerischen Tendenzen zum Siege, aber die römisch-lateinische Geisteshaltung der Franzosen bleibt gleichwohl bestehen. Der eben angedeutete geistige Umschichtungsprozeß des 17. und 18. Jahrhunderts interessiert an dieser Stelle, weil auch er den französischen Kulturwillen deutlich zeigt: Das stark entwickelte national-patriotische Empfinden läßt nicht zu, daß die eigen-französischen Werte überschattet werden. Mögen die Gegensätze, Disharmonien und Spannungen auf den ersten Blick zu der Meinung führen, die Konstanz französischer Haltung sei durchbrochen, so wird man doch bei näherem Zusehen die Feststellung machen müssen, daß die französische Art erhalten bleibt. Man denke an das 16. Jahrhundert, um noch ein Beispiel aus dieser Zeit anzuführen. Obgleich der Antike verfallen, sind die Renaissanceedichter Träger des französischen Kulturwillens. Sie erlaubten sich große sprachliche Freiheiten, bereicherten ungeheuer den Wortschatz der französischen Sprache, damit sie als Instrument der Dichtung den gesteigerten Ansprüchen genüge. Zwar wurde die Willkür, die sich in der poetischen Sprache der Plejade-Dichter findet, energig bekämpft, aber diese Männer hatten aus einer typisch-französischen Einstellung heraus gehandelt. Sie konnten es

*) Bedeutendster französischer Dichter des Mittelalters, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts am Hofe der Gräfin Marie von Champagne lebte.

**) Uebersetzung:

Unsere Schriften haben uns gelehrt,
Daß Griechenland in ritterlichem Wesen und
Gelehrsamkeit die erste Stelle einnahm.
Dann zogen Ritterart und die Summe der Gelehrsamkeit nach Rom,
Die nun nach Frankreich gekommen sind.
Gott gebe, daß sie hier bleiben mögen
Und es ihnen so gefalle,
Daß nie mehr Frankreich
Die Ehre verliere, die ihm zuteil geworden.
Gott hatte sie den anderen verliehen,
Aber von den Griechen und Römern
Spricht man überhaupt nicht mehr.

nicht ertragen, daß ihre Muttersprache einen geringeren Wert als die antiken Sprachen besitzen sollte; so bemühten sie sich, das Französische zu bereichern, damit es den anderen Sprachen überlegen werde. Durch Nachahmung der Dichter des Altertums sollten die modernen deren Höhe erreichen und darüber hinaus die Antike zu überflügeln suchen. Der französische Nationalstolz äußert sich bisweilen zu kraß, wie die die Renaissancezeit beherrschende Anschauung zeigt: Griechen und Römer haben ihre Kultur nur von den Druiden Galliens empfangen, den Franzosen erwächst deshalb die Pflicht, ihr altes Gut zurückzuerobern und die geistige Führung an sich zu bringen. Ist man nicht hier berechtigt, direkt von nationaler Eitelkeit zu sprechen? Hängt nicht hiermit auch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit Frankreichs in politischen Dingen zusammen, so daß es im nationalen Bemühen anderer Völker irgendwie Gefahr wittern und eine Beeinträchtigung seiner eigenen Sphäre befürchten kann? — Frankreich ist sich in dem Streben, eine führende Rolle zu spielen, gleichgeblieben. Wenn im 18. Jahrhundert von Rivarol das Französische als die eigentliche Menschheitssprache hingestellt und damit für französische Art Allgemeingültigkeit gefordert wurde, so prägt sich darin dieselbe Ueberzeugung und Selbstschätzung aus, wie etwa in modernen Erdkundebüchern, in denen der französische Schüler lernt, daß Frankreich einzigartig in seiner Schönheit sei und die Natur seine geographische Lage mehr als die anderer Länder begünstigt habe.*)

Im Rahmen dieser Ausführungen ist es natürlich unmöglich, das national-kulturelle Wollen Frankreichs von mehreren Seiten zu beleuchten. Doch entspricht es der Gedankenlinie dieses Aufsatzes, wenn noch die Frage, wie sich der französische Kulturwille Deutschland gegenüber geäußert hat, gestreift wird. Denn nach dem oben Gesagten ist es nicht verwunderlich, daß der französische Nationalstolz aggressiv wird und vornehmlich gegen das germanische Wesen, das bedeutet gegen Deutschland, sich wendet. Schon die Verschiedenheit der Temperamente macht es erklärlich, daß eine gewisse Spannung von Anfang an bestanden hat, und schon in früher Zeit werden germanisches und romanisches Wesen miteinander verglichen, bezw. wertend gegenübergestellt. So enthalten die Kasseler Glossen*) das bezeichnende Urteil eines Bayern, der seine Landleute den Welschen gegenüberstellt und dabei die letzteren Toren nennt und das Maß ihrer „Weisheit“ als bescheiden angibt. Umgekehrt empfand der Romane seine germanischen Nachbarn sehr oft als ungebildet und schwerfällig. Der Gegensatz zwischen germanischem und romanischem Wesen ist immer wieder in die Erscheinung getreten und nahm in der Neuzeit schroffere Formen an. Als sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das deutsche Geistesleben wieder machtvoll entfaltete, konnte Frankreich seinen kulturellen Primat in Europa nicht mehr aufrecht erhalten. Deutsche Ideen, deutsches Gedankengut fand befruchtend Eingang in Frankreich, doch blieben leidenschaftliche Proteste von französischer Seite nicht aus. Die Opposition gegen den germanischen Geist verschärfte sich seit dem deutsch-französischen Kriege; das Nationalgefühl bäumte sich gegen die Niederlage auf und erzeugte eine Atmosphäre, die nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf das eigentlich kulturelle Leben blieb. Nach 1870 wurde der antideutsche Gedanke besonders in die französische Lehrerschaft getragen, damit er sich von hier aus um so sicherer dem Volke mitteilte. Auf Lehrer-

tagungen und dgl. wurde die Revancheidee immer offener behandelt, sobald Raymond Poincaré zu Einfluß gekommen war. Die Schulbücher wurden entsprechend abgefaßt, um die Jugend gegen Deutschland einzunehmen.

Man kann die Beobachtung machen, daß zu verschiedenen Zeiten die rassistischen Grundelemente, die die französische Nation gebildet haben, verschieden stark hervortraten, und die Literatur im weitesten Sinne bezeichnet bald dieses, bald jenes Element als den wesentlichen Grundstoff des französischen Volkes. Die vereinzelt erfolgte Betonung des Keltischen hat bisweilen merkwürdige Anschauungen erzeugt. Der Historiker Augustin Thierry zerlegt die französische Nation in einen germanischen und einen keltischen Bestandteil, die im Verhältnis des Siegers und Besiegten zueinander standen, bis mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. der letzte Rest germanischer Herrschaft in Frankreich beseitigt wurde und damit das bisher unterdrückte Volk, d. h. das keltische Element, die Oberhand gewann. Auch hier wieder die Ablehnung des germanischen Wesens, die sich viel stärker in den Kreisen äußert, die die Latinität unterstreichen. Tatsächlich hat das lateinische Element eine überragende Bedeutung für das französische Wesen und ist immer wieder als das Hauptkennzeichen französischer Eigenart hervorgehoben worden. So kommt es, daß sich Frankreich im wesentlichen als Erbin Roms fühlt. In neuerer Zeit, namentlich seit dem Weltkrieg, ist die Idee des lateinischen Ursprungs der französischen Nation besonders hartnäckig verfolgt worden. Die Kreise um den Lothringer Maurice Barrès und Charles Maurras, den geistigen Führer der „Action française“, sind nicht müde geworden, die Nation auf das Lateinertum aufmerksam zu machen und das Bewahren und Festhalten des lateinischen Charakters der französischen Kultur zu propagieren. Dieser Gedankengang führt bewußt den Gegensatz zur „germanischen Rasse“ herbei. Kein Wunder, daß der französische Kulturwille immer wieder Front macht gegen die germanische, d. h. in der Praxis gegen die deutsche Art und daß man germanisch-deutschen Einfluß auf französisches Leben zu leugnen versucht. Das soll natürlich nicht heißen, daß es in Frankreich nie Stimmen gegeben hat, bzw. noch gibt, welche die deutschen Kultureinflüsse ausdrücklich anerkennen und sich ihres Wertes bewußt sind. Um ein bekannteres Beispiel herauszuarbeiten: Frau von Staël, die von W. von Humboldt für unsere Literatur interessiert wurde, findet bei dem Vergleich deutschen und französischen Lebens manches anerkennende Wort für unsere Art. Allerdings schreibt sie ihr Buch über Deutschland nicht aus Interesse für die deutsche Literatur an sich, sondern hat die französischen Kulturbelange im Auge (auch Voltaire schrieb ja seine Briefe über England aus nationalen Motiven). Jedenfalls müssen wir den fanatischen „Lateinern“ die vielen französischen Stimmen gegenüberstellen, die der historischen und rassistischen Gegebenheiten eingedenk sind und nicht in Abrede stellen, daß auch das germanische Blut bei der Volkwerdung unserer westlichen Nachbarn eine bedeutende Rolle gespielt hat.

So stehen sich Ablehnung und Anerkennung hüben und drüben gegenüber. Das Problem Deutschland - Frankreich ist in dem Zweikampf zwischen Germanismus und Latinität beschloffen. Es ist ein Kampf, dessen bisherige Schärfe verständlich ist, wenn man die Eigenart und die Ausschließlichkeit des französischen Kulturwillens kennt. Ueber den Gegenfächern aber erwächst die Notwendigkeit einer deutsch-französischen Einigung, und gerade in unseren Tagen hat ein Franzose, der Dichter Jules Romains, den Gedanken der Verständigung betont, weil eine europäische Einheit nur mit einem Frankreich und einem Deutschland denkbar sei, die ihr Gleichgewicht gefunden hätten.

Nationalsozialistische Wirtschaftsplanung / Von E. Grönke.

Die Schule würde ihren Aufgaben gegenüber dem heutigen Staat nicht gerecht werden, wenn sie dem heranwachsenden Menschen nicht auch Reime nationalsozialistisch-wirtschaftlichen Denkens mit auf den Lebensweg geben würde. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Hauptpunkte der Maßnahmen zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft wird daher sicher sehr begrüßt werden.

Der Führer faßte die grundsätzliche Einstellung des Nationalsozialismus zur Wirtschaft in seiner großen Programmrede vor dem Reichstag am 23. März 1933 in folgenden Worten zusammen:

„Groß sind die Aufgaben auf den Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Hier wird ein Gesetz alles Handeln bestimmen: Das Volk lebt nicht für die Wirtschaft, und die Wirtschaft existiert nicht für das Kapital, sondern das Kapital dient der Wirtschaft, und die Wirtschaft dem Volk!“

Am 1. Juni 1933 gab er das Signal zum ersten wirtschaftlichen Großangriff durch das Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit. Auf der Konferenz der Reichsstatthalter erklärte er am 6. Juli 1933 „— es kommt jetzt nicht auf Programme und Ideen, sondern auf das tägliche Brot von 5 Millionen Menschen an.“

Durch dieses Gesetz wird

- I. der Reichsminister der Finanzen ermächtigt, Arbeitsbeschaffungsanweisungen in Form von Darlehen oder Zuschüssen bis zu einer Milliarde Mark zur Förderung der nationalen Arbeit auszugeben. Vor allen Dingen kommen in Frage:
 1. Instandsetzungsarbeiten an Verwaltungs- und Wohngebäuden, Brücken usw. der Länder und Gemeinden,
 2. an Wohn- und Wirtschaftsgebäuden landwirtschaftlicher Betriebe,
 3. vorstädtische Kleinsiedlungen,
 4. landwirtschaftliche Siedlungen,
 5. Flußregulierungen,
 6. Gas-, Wasser- und Elektrizitätsanlagen,
 7. Tiefbauarbeiten,
 8. Sachleistungen an Hilfsbedürftige (Bedarfsdeckungsscheine).
- II. Steuerfreiheit für Ersatzbeschaffungen an Maschinen, Geräten usw.
- III. Steuerermäßigung in Höhe von 1 Prozent für jede in die Hauswirtschaft neu eingestellte weibliche Arbeitskraft.
- IV. Unverzinsliche Existenzdarlehen.
- V. Eine freiwillige Spende zur Förderung der nationalen Arbeit (Arbeitsbeschaffungsspende).

Die Durchführungsbestimmungen verlangen eine Reihe sozialer Maßnahmen, so die 40-Stunden-Woche, die Einstellung Kinderreicher, langfristiger Erwerbsloser und Berücksichtigung der alten Kämpfer der Bewegung.

Ferner schufen die Reichspost ein zusätzliches Arbeitsprogramm von über 76 Millionen Mark, die Reichsbahn ein Programm, das 560 Millionen Mark vorsah und dadurch 250 000 Arbeitern ein Jahr lang Beschäftigung gab, und der Führer persönlich das gewaltige Werk der Reichsautobahnen, zu dessen Durchführung er am 23. September 1933 auf der Teilstrecke Frankfurt—Darmstadt—Mannheim—Heidelberg den ersten Spatenstich tat.

In diesem Zusammenhang sei des Freiwilligen Arbeitsdienstes und der Landhilfe gedacht. Der Staatssekretär für den Arbeitsdienst, Oberst a. D. Hierl, eröffnete am 15. Mai 1933 feierlich die Reichsführerschule für Arbeitsdienst in Spandau. Eine Bezirksführerschule wurde Mitte August in Gildenhall bei Neuruppin eingerichtet. Durch den Arbeitsdienst wird nicht nur die Arbeitslosigkeit bekämpft, sondern auch der Landflucht wirksam entgegengetreten. Ausschlaggebend ist der Gedanke, für die Heimat Pionierdienste zu leisten. So sollen in Niedersachsen innerhalb von 20 Jahren 200 neue Dörfer geschaffen werden. In Bayern ist der Ausbau der Rhein-, Main-, Donauwasserstraßen in Angriff genommen.

Die Herstellung dieses Großschiffahrtsweges (Würzburg—Regensburg) soll bis 1937 zu Ende geführt sein. Dieses würde wirtschaftspolitisch gesehen, für die bayrische Ostmark Ausdehnung des Absatzmarktes für Bruchstein und Holz bis an die Ostsee bedeuten und andererseits dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet frachtgünstigen Anschluß an Oesterreich und die unteren Donauländer geben.

Weitere Arbeitsgebiete sind der Eiderdamm in Schleswig-Holstein der Neckardurchstich zwischen Eßlingen und Blochingen, der Rügendamm, der „Oberschlesische Kanal“, der bei Rosel aus der Oder abzweigen und dem ober-schlesischen Bergbau (Gleiwitz) von großem Nutzen sein wird.

Für Ostpreußen wichtig wird auch der Bau des Hanfakanals werden, wurden doch noch 1932 rund eine Million Getreide und Mehl von Ost- nach Westdeutschland, nach Angaben des Reichswirtschaftsamts, über Rotterdam gefahren. Auch heute noch gehen viele Erzeugnisse (Kohlen, Zucker, Holz u. a.) von deutschen Versandplätzen nach deutschen Empfangsorten in großem Umfang über Holland.

Da wird nun der Hanfakanal die Verbindung des westlichen lichen Industriegebiets mit Bremen, Hamburg und Lübeck und damit zum deutschen Osten herstellen. Damit hätten Nord- und Ostdeutschland die billige Verbindung mit dem Ruhrgebiet, was nicht nur zur Verdrängung der englischen Kohle, deren Wert auf 120 Millionen Mark geschätzt wird, führen würde, sondern auch zur Neueinstellung von 10 000 Bergarbeitern. Dieser Kanal kann 40 000 Arbeiter sechs Jahre lang beschäftigen.

Die Wirtschaft in Ostpreußen weitgehend zu industrialisieren ist eines der Hauptziele unseres Gauleiters Erich Koch. Wie Pg. Dr. von Grünberg in seinem Artikel in der Festschrift des „Ostpreußischen Erziehers“ ausführte, diene als Vorbild für die wirtschaftliche Umgestaltung des deutschen Ostens Württemberg. Dort waren auch in der schwersten Krisenzeit die wenigsten Erwerbslosen, obwohl es sich um hochindustrialisierte Gebiete handelt. Es herrscht dort eine gesunde Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinhäusern. Die Industriebevölkerung ist ländlich gestiebt und treibt Landwirtschaft im Nebenberuf. Abgesehen von Mannheim gibt es dort keine einseitigen Industrieballungen. Das Gebiet hat eine hochentwickelte, vielseitige Veredelungs- und Qualitätsindustrie mit gutem Auslandsabfah.

So wird sich die Wirtschaft nicht nur wieder beleben, sondern sich gerade hier für den Osten gewaltig entwickeln. Pflicht des Erziehers ist es, der kommenden Generation wirtschaftliches Wollen und Können im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung auf ihren Lebensweg mitzugeben.

Von Fastnachtsbräuchen in deutschen Gauen / Arthur Buchau, Heiligenbeil.

Wenn der Ostpreuße im sturmumbrausten Hause geruhig zur Seite des wärmenden Ofens sitzt und ihm der Aether das hastende Wogen und Schäumen der Kulturzentren zuträgt, dann denkt er wohl lächelnd zurück an eigene Jugendtage, da er auch ein stürmisch vorwärts treibender Faktor in seinem Lebensstrome war. Das war ganz besonders um Fastnacht der Fall. Draußen in der Natur herrscht der Winter mit Eis und Schnee und grimmer Kälte. Im Innern der Jugend aber zur Fastnachtszeit offenbart sich ein Lebenstrieb und eine Lebensfreude, die geradezu verblüffen kann. Freilich unterscheidet sich die ländliche Fastnacht ganz wesentlich durch ihre Erd- und Naturgebundenheit von der des Städters. Volkstümlich gesehen, stellt sich die „Faschnacht“, wie die Fastnacht eigentlich heißen müßte, als eine Zusammenfassung letzter Reste von alten kultischen Handlungen dar, die bis in die Germanenzeit hineinreichen. Bei diesem überkommenen Brauchtum hat sich jedoch nur die Handlung selbst gehalten. Ihr Sinn ist im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, und darum erscheinen die geübten Bräuche uns modernen Menschen verzerrt, oft sogar ganz unverständlich.

Was mag nun eigentlicher Inhalt jener kultischen Feiern gewesen sein? Wenn wir daran denken, daß unsere Vorfahren ein naturnahes und naturoffenes Bauernvolk waren, fest in Blut und Boden verankert, so läßt sich schon der Schluß tun, daß ihre Feste in Beziehung standen zur Heimatnatur und zum Heimatboden.

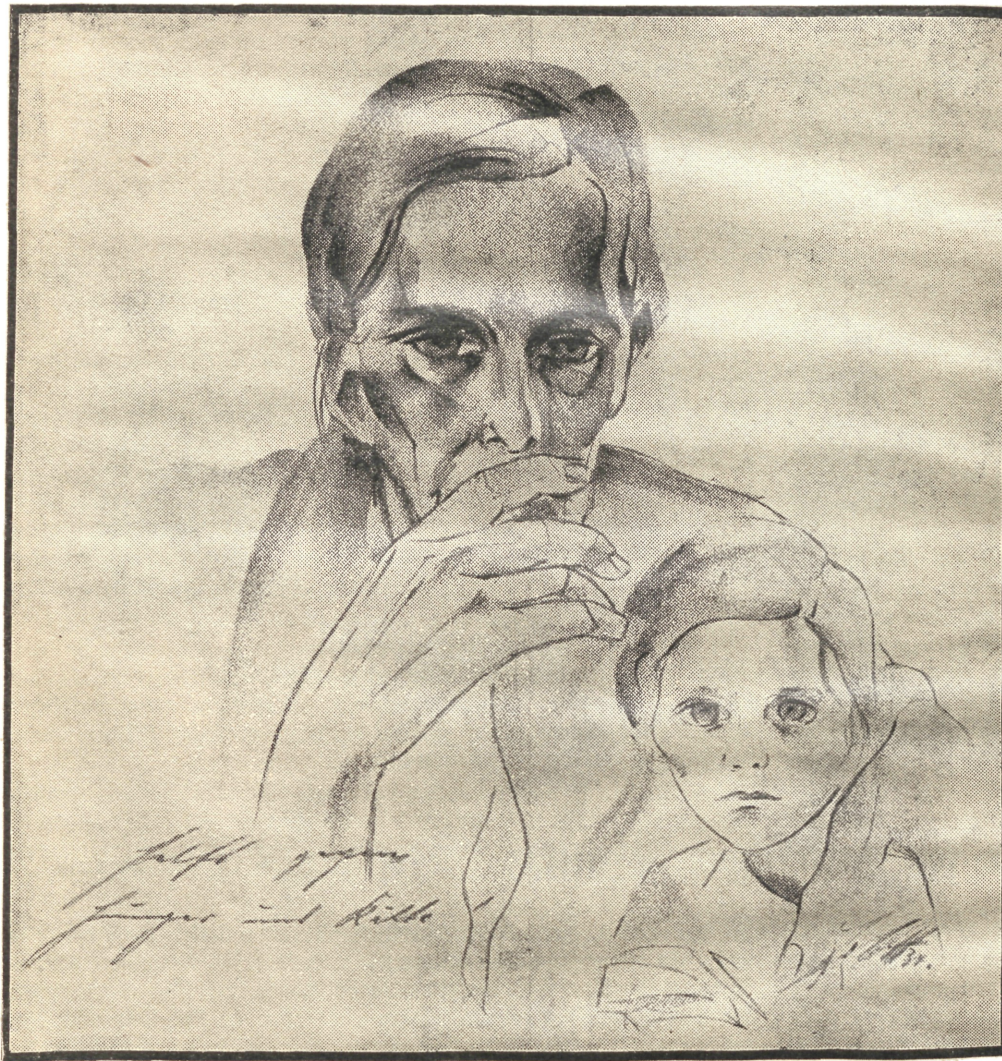
In der Tat waren die kultischen Handlungen jener Zeit, die hier in Frage kommen, nichts anderes als Teile eines religiösen Naturfestes, eines Vorfrühlingsfestes, wobei das allmähliche Aufsteigen der Natur gefeiert wurde. Was aber einst in der Zeit von den zwölf Nächten bis Mitte März an Vorfrühlingsbräuchen geübt wurde, ist jetzt zusammengedrängt auf die eine „Faschnacht“. Wie innig der germanische Mensch mit Natur und Scholle verbunden war, beweist das Ahnenerbe, das wir noch heute in jedem Hausfahender finden. Was für eine Fülle von Natur- und Wetterbeobachtung spricht nicht aus den „Bauernregeln“ allein der Wintermonate! Frühlingsahnen durchbebt das Herz, wenn wir da u. a. lesen: „Fabian und Sebastian (20. 1.) lassen den Saft in die Bäume gahn.“ Besondere Bedeutung scheint der Lichtmeßtag (2. 2.) als Osttag gehabt zu haben. „Lichtmeß, der Winter halb gemessen“, oder „Am Lichtmeßtag muß die Lerche ihren ersten Triller erschallen lassen, und wenn ihr die Zunge im Schnabel erfriert“. Der erste Lerchenschlag hat auch seine Bedeutung für die fleißige Hausfrau. „De Lewark singt, de Wode stinkt“, heißt es im nördlichen Ostpreußen. Nun gibt die Bäuerin das Spinnen auf und wendet sich dem Weben zu. Während sich das Jungvolk sorglos zur Tagesarbeit begibt, geht der sorgende Hausvater mit schägendem Blick durch die Vorratsräume. Denn in einer ordentlichen Wirtschaft muß am Lichtmeßtag noch die Hälfte des Winterfutters vorhanden sein. Nach altem ostpreußischem Volks-

glauben aber gehen das älteste Pferd und die älteste Kuh gemeinsam durch Scheunen und Schuppen, um dieselbe Feststellung zu treffen wie der Bauer. Kommt dann Fastnacht heran, so gibt es in der Schule erstlich einen ziemlich unruhigen Anfang, weil der „Herr Lehrer“ trotz allem Gebettel und trotz der angeblichen Freveltat von Odins Raben doch nicht „Ferien geben kann“. Das Jungvolk aber vergnügt sich nach frühem Feierabend auf einer leeren Tenne mit Schaukeln, so unbewußt altgermanischen Fruchtbarkeitszauber üübend. Als Festessen aber gibt es geräucherten Schweinekopf und Schuppnis, d. i. ein Gemisch aus Kartoffelbrei und gekehten Erbsen.

Zahlreich sind die Bräuche, die sich, altem Ähnlichkeitszauber entspringend, bis in unsere Zeit hinein erhalten haben. Um den bösen Geistern zu wehren, die guten des Wachstums aber zu wecken, werden noch wie in alten germanischen Zeiten in vielen Gegenden Feuer abgebrannt. Im Alemannischen kennt man das „Fasnetfeuer“. Der Sonntag Involavit führt vielerorts die

durch eine Lichtsegnung, die „Kerzenweihe am Lichtmessstage“, einen uralten Brauch weitergeführt. Ein eigenartiger Brauch hatte sich in rheinischen Gegenden entwickelt, ein Brauch, der zurückgeht auf die Ansicht des Altertums, daß der Sonnenwagen, der Träger des Lichtes, von Tieren gezogen werde, oder daß die Sonnenscheibe in einem Schiffe dahingleite. So wurde denn ein festlich aufgetakelter Nachen in einem geschmückten Wagen durch den Ort bis zum Rhein gefahren und dort unter allgemeinem Jubel ins Wasser gestoßen, damit er dem Meere zu fahre. Von dem Schiffsfarren aber, dem „carrus navalis“, dürfte vielleicht der Volksmund die Bezeichnung „Karneval“ hergeleitet haben.

Wie ist nun aber der Trieb zu den tollen Maskeraden der Fastnachtszeit zu verstehen? Hier müssen wir bedenken, daß die Feiern, wie schon erwähnt, ursprünglich Ausflüsse eines religiösen Kultes waren. Beim Ueben kultischer Handlungen waren nun Verkleidungen durchaus Brauch. Es galt ja, sich die guten Geister geneigt zu machen, die bösen aber fern zu halten. So



Helft gegen Hunger und Kälte

Originalzeichnung von Hans Ott aus dem Ostmarkenkalender 1935. (Mit Genehmigung des Gauverlages Bayerische Ostmark Bayreuth, veröffentlicht.)

Bezeichnung „Funken- oder Scheibensonntag“. In Tirol sausen mit Stroh umwickelte Wagenräder brennend die Berghänge hinab. „Kornaufwecken“ nennt der Tiroler das. Um „die Saat zu locken“, werfen schwäbische Bauern flammende Holzscheite in die Luft. In der Eifel brennt man Feuer ab ähnlich unseren Johannisfeuern. In die wabernde Lohe wird ein Strohmann hineingeworfen und verbrannt, wohl ein Abbild des Winters, der so ausgetrieben wird. Der Peterstag (22. 2.), der in alter Zeit als Anfangstag des Frühlings galt, wurde in Nordfriesland festlich begangen. Nachdem schon am Vorabend mächtige Strohfeuer abgebrannt worden waren, tanzten am Peterstage selbst die Fischer, Strohwiße in der Hand schwingend, mit ihren Frauen um die lodernde Glut.

„Lichtmessen können die Herren schon bei Tag essen,“ sagt eine alte Bauernregel. Das zunehmende Tageslicht wird hier freudig festgestellt. Es darf nicht wundernehmen, daß das erstarkende Sonnenlicht schon bei den Germanen eine Lichtfeier auslöste. Die katholische Kirche hat hier klug angeknüpft und

wurde denn eine Verkleidung gewählt, die den Feiernden nach seiner Meinung der guten Gottheit möglichst ähnlich machte. Durch die Verkleidungen wollten unsere Vorfahren das von ihnen göttlich verehrte Urbild zu gleichem Tun anregen, wie sie es beim Kult übten, und zugleich auch Schutz vor bösen Geistern finden. In manchen Fällen sollte auch ein möglichst schreckhafter Aufputz dazu dienen, unholde Geister zu verschrecken. Dem gleichen Zwecke diente daneben noch eine gewaltige Lärmentfaltung. Es ist nun nicht mehr schwer, gewisse Schlüsse zu ziehen. Doch was unsere Väterväter bewußt übten, tun wir nur noch unbewußt aus den Triebkräften unseres Rassenerbtes heraus, meist dazu noch ohne das Wissen, auch hier ein Vätererbe zu verwalten.

Im Laufe der Zeit machte sich bei den kultischen Handlungen immer mehr eine dramatische Belebung bemerkbar. Galt es doch, den Kampf des Winters mit dem Frühling darzustellen. Der Winter war allen verhaßt, weil er das Leben der Natur in Bande schlug und den strebenden Menschen zur Untätigkeit verdamnte.

Der liebe Frühling dagegen war der Freudenspender und Heilbringer, der die harten Fesseln des Winters sprengte, neues Leben schuf und dem Menschen vielfache Tätigkeit brachte. Man ahnte schon das heiße Leben, das unter dem harten Frostpanzer der Erde der Befreiung entgegenpulsste, man beobachtete auch das Suchen, Finden und Sichvereinen in der Tierwelt und deutete es auf den Sieg der den Menschen holden Naturgeister. Der ganze Fastnachtstaumel unserer Zeit ist ja nichts anderes als ein letztes Bild eines brausend dahinwirbelnden, alles niederringenden Lebenssturmes. Da sehen wir, prangend in den Lebensfarben rot und grün, den Hanswurst lustig seinen Bänderstab schwingen. Er versinnbildlicht uns den Frühling mit seiner Lebensrute. Daneben steht der arme Pierrot, bleich und mißmutig, ein armer Tölpel, von allen gehänselt und betrogen. Er gleicht dem alten, griesgrämigen und verbitterten Wintersmann. Auch Bär, Bock und Storch, Tierfiguren, die im Gefolge der beiden auftreten, sind Sinnbilder der sich immer mehr geltend machenden Lebenskräfte. Sie haben den Winter überstanden und gewährleisten auch allen andern Wesen, die den Winterbann noch nicht haben abwerfen können, die Auferstehung. Durch festliche Umzüge wird solcher Glaube aller Welt kundgetan. Der rheinische Brauch des Schiffsfarrens, der hauptsächlich durch die Weber geübt wurde, ist schon angeführt worden. In München gab es im Mittelalter den Tag der Schächler und den Mehgersprung. Böttcher, Stellmacher und Schmiede zogen in der Harzgegend um. Bei Marburg waren es die Müllergesellen und anderswo die Fleischer mit einem geschnittenen Kalbe. Häufig wurde ein Schwerttanz vorgeführt. Durch den Tanz sollte der Geist der Fruchtbarkeit gestärkt, durch das Degenschwingen aber der böse Feind verscheucht werden. Unter allerlei Allotria wuschen in manchen Gegenden auch übermütige Burischen ihren Mädchen vor dem ersten Frühlingstanz die Füße. Die Umzüge haben sich bis zum heutigen Tage in mannigfachen Formen erhalten. In Norddeutschland und somit auch bei uns ist es der Schimmelreiter, der von Gehöft zu Gehöft zieht und Gaben heischt. Schlesien kennt in dieser Beziehung wieder den Erbsen- oder Strohbär. In Süddeutschland zieht der Hansel seiner Wege. Er sieht schreckhaft und lächerlich zugleich aus mit seiner fragenhaften Holzmaste, dem buntgeflackten Narrengewand, dem Schellengurt und dem Fuchsschwanz. In den Alpen vertreiben die guten Perchten die bösen, die das Abbild unholder Unfruchtbarkeitsgeister sind. Der „wilde Mann“, in Moos, Rinde und Baumflechten gekleidet, wird aus dem Ort in den Wald geführt, dort „erschossen“, wieder aufgeweckt und mit Jubel in das Dorf zurückgeführt. So hat man

den bösen Winter bezwungen und umgebracht und führt dafür den Geist des Wachstums zur Herrschaft. In Brandenburg und in Schlesien ist das Reihnen oder Zampern üblich, ein Brauch, der mit den schon bekannten Umzügen und Betteleien beginnt und mit einem Schlußschmaus endet. Im Hessenlande singen die Kinder: „Heute ist die liebe Fasenacht, da hab' ich mir ei'n Spieß gemacht, sechs Ellen hoch, sechs Ellen breit, zu Wurst und Speck ist er bereit.“ Hier ist aus ehemals religiösen Beziehungen ein Kinderspiel geworden, ein Vorgang, der in unserem Brauchtum verschiedentlich festzustellen ist.

Es ist schon erwähnt worden, daß die kultischen Bräuche in der Hauptsache den Kampf des Winters mit dem anstürmenden Frühling darstellten und letztlich auf eine Verspottung des immer ohnmächtiger werdenden Winters hinausliefen. Allmählich traten dann noch mimische Darstellungen hinzu, in denen Gerichte gehalten wurde über erlebte Vorfälle, später auch über unsympathische Volksgenossen und über Dinge und Einrichtungen, die veraltet waren und dem Volksgeiste nicht mehr entsprachen. So entstanden die Rüge- und Narrengerichte. Im Spreewalde z. B. zog der Dorfschulze mit drei Schöffen von Gehöft zu Gehöft. In der Hand trugen sie weiße Stäbe (Lebensruten), mit denen sie die Bewohner schlugen. Dafür erhielten sie Geschenke. Abends eröffneten sie dann im Dorfruge die Fastnacht, wobei im Verlaufe des Festes die am Tage eingeheimsten Gaben gemeinsam verzehrt wurden. In manchen Orten warfen sich die jungen Burischen, nachdem in den langen Winterabenden die nötigen Vorbereitungen dazu getroffen worden waren, zu Richtern über alte Jungfern und heiratstolle Mädchen auf. Uebrig geblieben ist von alledem im Volke nur noch das beliebte „Hänseln“. Mancher einer ist, indem er Zwirn samen kaufen, Mäckenfett holen oder Schlittenschmiere bereitstellen sollte, schon unversehens zum „Fastnachtsnarren“ geworden. Die Literatur aber ist bereichert worden um die mittelalterliche Komödie und um die Fastnachtsspiele Hans Sachscher Prägung.

Was macht es nun, daß die alten Fastnachtsbräuche noch heute lebendig sind? Wir sahen in ihnen ursprünglich religiös gerichtete Kulthandlungen. Mit fortschreitender Kultur ist ihr Sinn jedoch immer mehr verloren gegangen. Doch sind die alten Bräuche immer noch so tief im Volkstum verankert, daß sie geübt werden aus dem Unbewußten heraus, ohne daß man ihren Sinn mehr ahnt. Was aber die Fasenacht unseren Vorfahren war, das sollte sie uns auch wieder werden: ein Fest des Vorfrühlings, ein Fest des frohen Hoffens.

Blaujacken und Feldgraue gen Desel (Walter Flex' Heldentod)

In Bacmeisters Nationalverlag, Berlin-Charlottenburg, ist vor kurzem ein Buch erschienen, das ein Volks- und Jugendbuch werden will. Es bringt nicht nur dem wieder wehrfreudigen deutschen Volk einen einzigartigen Ausschnitt aus dem Weltkriege erstmalig nahe, die Eroberung der Ostseeinseln Desel und Moon durch das geniale Zusammenwirken von Armee und Marine, sondern es bedeutet gleichzeitig eine wertvolle Bereicherung der Walter-Flex-Literatur; stellt es doch den Heldentod des Kriegsfreiwilligen und Dichters auf Desel am 16. 10. 1917 in das Licht jenes einzigartigen Kriegsunternehmens.

„Blaujacken und Feldgraue gen Desel“ (132 Seiten und 44 Seiten Bilderverhang) hat zum Verfasser den Stabschef der Landungstruppen General der Infanterie a. D. Erich von Tschischwitz und verbindet Sachlichkeit und geschichtliche Treue mit volkstümlicher Schilderung.

Was bisher nur in militärischen Fachreisen bekannt war: die gewaltigen Leistungen, die der kühne Ueberfall auf die dem Riga'schen Meerbusen vorgelagerten Inseln von Flotte und Heer forderten — das kann nunmehr Gemeingut des deutschen Volkes werden, eine stolze Erinnerung für jeden Deutschen, eine Mahnung für alle Zukunft.

Wir werden Zeugen eines kriegerischen Schauspiels, das zeitlich und räumlich sich in dramatischer Geschlossenheit und Knappheit abspielt, das alle Spannung in einem befreienden Hochgefühl löst. Den großzügigen und im kleinsten sorgfältigen Vorbereitungen des Unternehmens im Hafen von Libau im September 1917 und den schwierigen Minenräumarbeiten westlich von

Desel folgte am 11. Oktober die Einschiffung und gefährvolle Ueberfahrt unserer Schlacht- und Transportflotte. Wir erleben voll Spannung in der Morgenfrühe des 12. Oktober den die Russen überrassenden „Sprung“ in die Taggabucht auf Desel, die Landung und das Fußfassen des Vortrupps auf der Insel vor der Auschiffung des Landungskorps. Wir eilen mit den ersten Radfahrbataillonen und der Sturmkompanie des Hauptmanns von Winterfeld ostwärts nach dem Steindamm vor Drissar, um den Russen den Weg nach Moon zu verlegen — sind Zeugen des zweitägigen Heldentkampfes dieser kleinen Spartanerscharen gegen die Uebermacht der von Westen und von Moon her andrängenden Russen und atmen auf, als in letzter Stunde größere Verbände der deutschen Landungstruppe nach dreitägigen Gewaltmärschen in den Kampf eingreifen, die russische Inselbesatzung einzesseln und am 15. Oktober zur Waffentreckung zwingen. Und das Drama bringt neue Spannung und Lösung.

Die Besatzung der schweren Küstenbatterien bei Zerel an der Südspitze Desels kapituliert, Admiral Behnke bricht mit einer Panzer- und Kreuzerflotte, Torpedoboots- und Minenjuchflottillen durch die Minenfelder der Irbestraße in den Riga-Busen ein, wagt durch neue Minenfelder — ein Ruhmesblatt unserer Minenjuchflottillen — einen Vorstoß zum Moonsond, kämpft in überraschendem Angriff das russische Panzerschiff Glawa im Moonsond und die Küstenbatterien nieder und jagt die übrigen russischen Seestreitkräfte nordwärts aus dem Sund.

Dieses Seegefecht am 17. Oktober besiegelt das Schicksal der russischen Besatzung auf der Insel Moon; sie gibt sich — vom

Festland abgeschlossen — am Tage drauf unsern Truppen, die von Desel übergeben, gefangen. So war es durch das vorbildliche und aufopferungsvolle Zusammenwirken von Heer und Marine gelungen, binnen sieben Tagen Desel und Moon zu erobern, 20 000 Russen gefangen zu nehmen, 140 Geschütze, viel Kriegsgerät und Borräte zu erbeuten und das Linienschiff *Slawa* und einen Zerstörer zu vernichten.

Die deutschen Verluste waren geringe; aber einer wog besonders schwer: „Ein Mann fand hier auf Desel den Heldentod, der seinem deutschen Volk in der Heimat ebenso wie dem in Feindesland schwer ringenden Heer aus seinem reichen Schatz so viel gegeben hatte und ihm daher so viel galt: Walter Fleg.“ Er wurde in den Kämpfen bei Orrifar auf Desel am 15. 10. tödlich verwundet und starb am Nachmittag des folgenden Tages. Seinem Heldentode widmet der Verfasser des Buches ein besonderes Kapitel.

Nicht daß General von Tschischwitz Unbekanntes über die Verwundung, das Sterben und die Bestattung von Walter Fleg zu melden weiß, die Bedeutung der Würdigung des gefallenen Dichters liegt darin, daß sein Heldentum und sein vaterländischer und sittlich-religiöser Idealismus hier dem deutschen Volk und der deutschen Jugend im Zusammenhang mit einer einzigartigen kriegerischen Unternehmung nahe gebracht wird, einer Kriegshandlung, für deren durchschlagenden Erfolg ein Fleg sein Leben mit eingeseht hat.

Und ebenso wertvoll ist, daß hier von führender militärischer Stelle aus der Dichter Fleg in seiner Bedeutung für Front und Heimat voll gewürdigt und anerkannt wird. Urteilt doch General von Tschischwitz: „Ein echtes Soldatenherz schlug in seiner Brust, das von Gottvertrauen, Kameradschaftsgefühl und Heldentum

erfüllt war. An seinen Schriften und Gedichten erbauten sich die Feldgrauen im Graben, im Lazarett und in der Heimat, sie begeisterten sich an den Fanfaren, die von unerhörtem deutschem Opfermut klangen und ein heiliges Feuer in den deutschen Herzen entfachten.“

Hocherfreulich ist es auch, daß der Verfasser zu Ende seines Walter-Fleg-Kapitels die Schaffung einer Jugendherberge in Peude auf Desel wärmstens begrüßt und der deutschen Jugend zuruft: „Wandere hin gen Desel wie einst Walter Fleg mit gläubigem Herzen und im Vertrauen auf Deutschlands Zukunft. Laß dich am Grabe des Unvergesslichen durchdringen von dem Geist des Dichters und Soldaten, mit dem er Wegweiser und Vorbild war und bleiben soll. Im Geiste von Walter Fleg wirst du, deutsche Jugend, Deutschlands glückliche Zukunft in deinen Händen halten!“ —

So vermittelt das Kriegsbuch „Blaujacken und Feldgrau gen Desel“, das in jede Volks- und Schulbücherei gehört, deutscher Jugend nicht allein am Beispiel einer einziggearteten Kriegshandlung des Weltkrieges deutschen Front- und Kameradschaftsgeist in Heer und Marine, sondern gleichzeitig den Führergeist eines Walter Fleg, eines Wegbereiters des Dritten Reiches.

Den Wert dieses Volks- und Jugendbuches erhöht seine Ausstattung. Federzeichnungen des Kriegsmalers Erich Mattschaff bringen die Heldenkämpfe um Desel den Vorstellungen unserer Jugend noch näher, und die reiche Bildanlage, die der Verlag Barmeister dem Buche anschließt, führt der wanderfrohen deutschen Jugend werbend vor Augen, wie einstmal's deutsche Kultur die baltischen Ostlande befruchtete und in wundervollen Baudenkmalern fortlebt.

Arno Hundertmark.

Rund um die masurische Kleinstadt

Heimatgeschichtliches aus verflossenen Jahrhunderten / Von Paul Faal, Kreuzdorf (Kr. Treuburg).

Gemeinschaft und Kameradschaft war der Gedanke jener Männer, die vor Jahrhunderten nach dem Osten zogen, um mit Schwert und Pflug den deutschen Lebensraum zu erweitern, Raum zu schaffen für das junge Geschlecht. Der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um nicht zu verkümmern.

So lichteten sich im Laufe der Jahrhunderte die Wälder des Ostens, Brüche wurden entwässert, um Bauernland zu schaffen nach Ahnenart.

Begleitend wurde des Ordens kolonialisatorische Tätigkeit, die nicht bäuerlich und städtisch gegliedert war, sondern den Osten als eine Einheit erfaßte. Der erste Vorstoß ins Neuland endete mit der Anlage der trutzigen Wehr- und Fliehburg. Der zweite war der Gang hinter dem Pfluge, um Eigenbrot zu schaffen. Dann erst sammelten sich um die Burg Handwerker und Kaufleute. Und am Ende erhielt dieses neugewordene Gehirn der Landschaft das Recht der Stadt.

Durch die Jahrhunderte blieb dieser städtischen Siedlung die Eigenart eines beschaulichen Ackerstädtchens erhalten. Der Bürger wirtschaftete auf seiner von seinen Vätern ererbten Ackerhölle weiter. Dort ackerte, säte und erntete er und atmete der Erde Lebensodem ein. Ställe und Scheune standen neben dem Wohnhaus in friedlicher Eintracht. Wilder Wein rankte um das mit Stroh gedeckte Bürgerhaus. Ein jeder hatte vor seinem Haus sein Gärtchen, seine Türbank für den Abend, damit er die Härte des Tages vergesse. — Duster erstreckte sich ringsum der Wald. Schweigend ruhte der See.

Und jenseits des Waldes in den großen Lichtungen, die die Art geschlagen hatte, kämpfte der deutsche Siedler um Raum und Luft für sich und seine Kinder. Grenzland ist Kampfland! Die Alten raderten sich ab, um ihren Kindern einst eine eigene Scholle überlassen zu können. So wuchs auf dem Grenzlandboden im Kampfe ums tägliche Brot, um deutsche Art und Lebenshaltung ein hartes Geschlecht heran. Der Weg aus der Waldblichtung führte zur Stadt. Dort in der ackerbautreibenden Kleinstadt fand der Bauer dieselben schweren Lebensbedingungen wie zu Hause vor. Gleiches Wollen und gleiches Streben schloß so um Stadt und Land ein festes Band, damit es sich als ein Volk erkennt und Deutschland spürt.

Dem vorwärtstrebenden Siedler konnte Masurens Boden nur karges — zumeist trockenes — Brot spenden. Der sandige Boden brachte oft nur das dritte bis fünfte Korn. Der Buchweizen geriet selten. Buchweizen und Weiberrat gedeihen nur alle sieben Jahre! erzählt uns ein altes masurisches Sprichwort. Für den Verkauf auf dem städtischen Markt wurde die Grütze auf dem Quirl hergestellt. Sorgfältig wurden die feineren Grützsorten ausgesiebt. Die gröberen blieben daheim als Wintervorrat. So entstand im Kampfe ums tägliche Brot Masurens Hausindustrie.

Der fruchtbare und feuchte Boden wurde zur Ausaat von Flachsbereit. Spinnen und Weben boten einen guten Nebenverdienst, und mancher daraus erworbene Kupfergroschen (4-Pfennigstück) rundete sich zum Taler. Die Gewinnung und Verarbeitung des Flachses und der Wolle bildete den Hauptzweig der Hausindustrie. Sobald die Feldarbeiten im Herbst beendet waren, holte die Hausmutter das Spinnrad und die Haspel von der Lucht hervor. Bei flackerndem Talglicht surrten allabendlich fleißig die Mädchen. Ein Stück Garn (20 Gebinde zu 40 Fäden) galt als Durchschnittsleistung für jede Spinnerin. Die fleißigste Spinnerin stand in der ganzen Gegend in hohem Ansehen und war als Frau sehr begehrt. Deshalb wetteiferten alle Spinnerinnen untereinander und setzten ihre Ehre darin, im Frühjahr die erste und ausgedehnteste Bleiche bespreiten zu können. Die alte Truhe mit der Hausmacherware an Bettbezügen, Leibwäsche, Hand- und Tischtüchern gehörte zu den Ausstattungsgegenständen einer jeden Bauerntochter. Nur in Notzeiten wurde Garn zum Markt gebracht. Zwei Tall Garn brachten im Jahre 1821 fünf Silbergroschen. Das Klappern des Webstuhls drang weit in das Frühjahr hinein, galt es doch, sämtliche Familienangehörige mit selbstgewebter Kleidung zu versehen. Jedes Familienmitglied, das Gefinde mitgerechnet, erhielt zwei Schichten ungefütterte Sommerkleider und eine Schicht Winterkleider aus grauem Wand. Außerdem erhielten die männlichen Diensthofen drei Hemden, die Mägde 20 Ellen Leinwand als Ausgedinge. Treuburg besaß um 1600 eine Walkmühle als Amtsmühle.

Der Steinreichtum der Landschaft förderte die Bautätigkeit. Unter den Steinen befanden sich viele Kalksteine, so daß der Bedarf an Kalk aus eigener Erzeugung gedeckt werden konnte. Die Landwirte errichteten auf ihren Feldern eigene Kalköfen, um die

Kalksteine zu brennen. Der Kreis Treuburg konnte Kalk als Handelsgut an die Nachbarreise abgeben. Aus den Steinen der Heimat und dem Holz der heimischen Landschaft erwuchs das masurische Bauernhaus mit dem geschnittenen Wetterkreuz auf dem mit Gelbenblut teuer erkauften deutschen Heimatboden. Auf dem Bauernhof stand neben dem Bauern die Hausmutter, nimmermüde schaffend. Außer Kochen und Nähen, Spinnen und Kinderwarten blieb ihr die ganze große, die niemals fertig werdende Kleinarbeit im Haus, im Stall und auf dem Felde übrig. Sie blieb Bäuerin bis zum Tod.

Der Ueberfluß an Kartoffeln wanderte zu den Spiritusbrennereien. Der Kreis Treuburg besaß im Jahre 1870 33 Brennereien, darunter sieben in der Stadt.

Der schußbringende Wald hinter dem Hof blieb ein guter Freund des Siedlers. Wald und Hof gehören zusammen. Der Bauer brauchte ihn. Zu wem sollte er sonst flüchten, wenn ihn des Lebens Nöte bestürmten, wenn er mit seinem Gott Rücksprache nehmen wollte? Ein Mensch, reif und kräftig, voll bescheidener Gaben, doch tüchtigen Sinnes, der weiß, was er will, und vom Leben gelernt hat, was er nicht darf, trat ehrlich vor seinen Gott und sprach sich mit ihm aus.

Ein Spender mancher guten Gaben war der Wald: Span zum Licht, Scheit zum Feuer, Stämme zu Stuben und Wiegen. . . Selbst die Holzäsche ließ die Bäuerin nicht umkommen. Aus ihr bereitete sie reinigende Wäschelauge, wie sie es als junges Mädchen von der Mutter gelernt hatte: Mit kochendem weichem Wasser wurde die Holzäsche bebrüht. Nach zweistündigem Stehenlassen goß die Hausfrau die Lauge durch ein grobes Tuch über die Wäsche. Außer zum Einweichen der Wäsche wurde die Lauge zum Kochen und Bleichen des Leinengarns gebraucht. Dieser alte masurische Brauch wird in einzelnen Gegenden noch heute geübt. Warum sollte er in Zukunft nicht in stärkerem Maße zur Geltung kommen?

Vor Jahrhunderten erwuchs aus diesem Brauch eine sehr geschätzte Industrie. Aschebuden werden in Papieren des 15. Jahrhunderts recht oft erwähnt. Damals war die Asche ein wertvoller Ausfuhrartikel. Selbst nach Frankreich wurde sie verschifft. Im Jahre 1561 erteilte König Karl dem Herzog Albrecht die Erlaubnis, die Asche zollfrei nach Frankreich einzuführen.

Wer in Masuren nicht Land genug hatte, um bei der Ackerwirtschaft allein bestehen zu können, lebte von der Arbeit, die ihm der Wald gab. Am rauchenden Meiler stand der Kohlenbrenner. Laut alter Verschreibung durfte er dort die Holzkohle erzeugen. Die Gemeinde Rowahlen im Kreise Treuburg führt heute zur Erinnerung an jene Zeiten den Meiler im Ortswappen.

Sein Nachbar war der Pech- und Teersieder. Auf den Märkten der Stadt fand seine Ware guten Absatz. In den Waldlichtungen in der Nähe von Teeröfen entstanden des öfteren neue dörfliche Siedlungen. In den Aemtern Neidenburg und Ortelsburg wurden Omuleff-Öfen, Malga-Öfen, Demben-Öfen, Schwarz-Öfen, Schutischen-Öfen und Mlonsti-Öfen gegründet. Herzog Albrecht schickte nach dem Krakauer Frieden so viel Holz, Asche und Teer aus dem Lande, daß auf dem Landtage des Jahres 1549 Klagen laut wurden. Das Große Aemterbuch vom Jahre 1391 erzählt von Handelsbeziehungen zwischen dem Komtur von Osterode und den preussischen Seestädten. Im Jahre 1335 hatte er auf seinem Hofe 74 Schock Dielen und 140 Last Pech und Teer und im Jahre 1397 auf der Holzwiese in Danzig 38 Schock bestes Rundholz — Wagenschoß genannt — lagern. Als im Jahre 1404 eine Nogatbrücke gebaut werden sollte, holte man das Holz aus dem Neidenburger Amte. Im Jahre 1447 übernahm der Pfleger zu Lyck eine Holzlieferung nach Danzig.

Die reichen Funde an Raseneisenstein ließen in Masuren eine Eisenindustrie entstehen. Schon zu Ordenszeiten wurde das wertvollere Eisen verschmiedet, das minderwertigere als Gußeisen verwandt. Aus jenen Zeiten stammen die ersten Eisenhammer. Urkunden um 1600 erwähnen folgende Namen: Hammer Zeßen (1595), Hammer Rudau (1634) und Hammer Cologienen (1650). Zur Zeit Herzog Albrechts wurde das Eisenwerk zu Jaschkowen bei Johannisburg gegründet. In alten Kirchenbüchern finden wir den Vermerk, daß der Besitzer des Jaschkower Eisenwerks dem Diakon und dem Kantor zu Johannisburg 8 Paar Zählreifen als Kalende abgeliefert hätte. Im 18. Jahrhundert wird das Eisenwerk Rudnia bei Czuchen im Hauptamt Olesko erwähnt. Im Jahre 1805 wurde das Eisenhüttenwerk zu Wondollet angelegt. Das Anlagekapital

betrug 72 500 Taler. Eine Notiz aus dem Jahre 1814 besagt: „Das hier gewonnene Eisen ist äußerst spröde und zum Verschmieden unbrauchbar. Es wird daher nur zu Gußeisen verwandt. Man gießt hier vorzüglich Töpfe, Platten, Feuerherde und Gewichte. Alle Waren ohne Unterschied werden zu vier preussischen Groschen das Pfund verkauft. Der Hauptabsatz besteht in Töpfen, die nach dem Herzogtum Warschau ausgeführt werden. Im Lande werden größtenteils nur bestellte Waren abgesetzt. Die Bruttoeinnahme ist an 60 000 Taler, doch hofft man auf Vergrößerung, da man mehr liefern kann.“ Im Jahre 1870 wird der Eisenhammer in Neumühl (Kr. Treuburg) erwähnt. Das Eisen wurde zu jener Zeit aus Insterburg und Königsberg bezogen. Das Werk verarbeitete jährlich 150 bis 300 Zentner Eisen.

Auch Glaswaren wurden zeitweise in Masuren hergestellt. Eine Glashütte bestand jahrzehntelang in Moczisko im Amt Neidenburg. Vor 1800 wurde die zweite Glashütte — Adamsverdruf genannt — im Domänenamt Friedrichsfelde angelegt.

Die Glaswaren wanderten zum Kaufladen der Kleinstadt. Dort wurden sie auf den Regalen des Kaufladens zum Verkauf ausgestellt. Nebenbei hingen die in den Gewandbänken gefertigten Kleidungsstücke. An den gefalteten Balken der Stubebede waren die Eisentöpfe und eisernen Eimer der masurischen Eisenhütten befestigt. Selbstgefertigte Talglichter erleuchteten die Räume. Die vom Komtur ausgestellte Verkaufserlaubnis berichtet: „Den Besitzern der Krezmer erlauben wir freien feilen Kauf binnen ihrem Gehäule zu haben allerlei Trankes und Speise, Gewand, Eisen oder welcherlei das sei.“

Masurens Rohstoffreichtum gab auch dem Handwerk Brot. Durch seine hervorragenden Leistungen konnte es sich eine geachtete Stellung erringen und neue Handwerkszweige schaffen. Das beigefügte Handwerksverzeichnis des Kreises Treuburg aus dem verflossenen Jahrhundert zeigt eine Reihe von Handwerksberufen, die leider in der Gegenwart nicht mehr zu finden sind:

Anzahl der Handwerker in den Jahren

	1849	und	1868
Maurer	1		3
Bäcker	8		21
Fleischer	23		42
Müller	19		30
Zimmermeister	3		4
Seiler	3		6
Schneider	95		158
Schmiede	85		101
Nagelschmiede	1		2
Kupferschmiede	2		1
Schuhmacher	64		105
Buchdrucker	—		1
Tischler	43		54
Stellmacher	23		42
Böttcher	16		17
Holzdrechsler	2		2
Horn drechsler	5		3
Riemer	5		12
Sattler	2		2
Rirschner	5		12
Töpfer	12		28
Steinhauer	1		1
Schlosser	8		8
Leinweber	5		8
Gerber	12		8
Färber	7		5
Nadler	1		1
Klempner	2		3
Kammacher	3		5
Hutmacher	3		1
Glaszer	3		6
Uhrmacher	3		2
Tuchmacher	1		—
Buchbinder	2		2
Malter	—		4
Barbier	—		2

Einen Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen der masurischen Kleinstadt und ihrem Hinterland hat es in den verflossenen Jahrhunderten niemals gegeben. Die Stimme des Blutes ließ keine

Zweifel aufkommen. Die engen Beziehungen zwischen Stadt und Land wurden durch die Wochen- und Jahrmärkte, Hochzeiten und Kindtaufen stets erneuert. Bauern wohnten in der städtischen Gemarkung, und Bauern wohnten in der dörflichen Siedlung. Und alle die, die im Tagelohn oder Stücklohn oder als Handwerker, Kaufleute oder Beamte in der Stadt oder auf dem Lande die Hände regten und nur in den Abendstunden die eigene Erdscholle suchten, sie waren ja Kinder gleichen Blutes: Bauernjöhne. An den großen Festtagen des Feldes blieb der Köhler dem Meiler, der Glasbläser seiner Werkstatt, der Waldarbeiter der Forst und jeglicher Hand-

arbeiter seiner Arbeitsstätte fern, lachte der Lohnarbeit und wurde wieder Bauer nach Väterart.

Recht oft ist im Laufe der Jahrhunderte die Kriegsfurie über Masuren hinweggezogen. Steinmale erinnern an die heldischen Menschen, die dann mit ihrem Leben die Heimat verteidigten. Notzeiten nahmen ihnen das Brot, so daß sie zur Baumrinde greifen mußten. Pest und Seuchen entvölkerten ganze Dörfer. Doch aller Not zum Trotz erwuchs auf knorrigem Grund ein knorriges Geschlecht. Und ich weiß, daß jene Geschlechter und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und ein Schicksal tragen müssen.

Lichtbild und Film im Unterricht / Vortrag des Landesbildstellenleiters Studienrat Zerbst.

Ergebnisse der Aussprache über die heimatische Lichtbild- und Filmherstellung Ein Bericht von Dr. Otto Lojch.

In der Fachgruppe Erdkunde des NS-Lehrerbundes Königsberg sprach kürzlich der Leiter der Landesbildstelle Ostpreußen, Studienrat Zerbst, über das Thema „Lichtbild und Film im Unterricht“. Bei seinen grundlegenden Ausführungen ging der ostpreußische Beauftragte der „Reichsstelle für den Unterrichtsfilm in Berlin“ von dem wichtigen Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 26. Juni 1934 aus. In dem ersten richtungsweisenden Punkt heißt es da folgendermaßen:

„Der nationalsozialistische Staat stellt die deutsche Schule vor neue große Aufgaben. Sollen sie erfüllt werden, so müssen alle pädagogischen und technischen Hilfsmittel für diese Arbeit eingesetzt werden. Zu den bedeutungsvollsten der Hilfsmittel gehört der Unterrichtsfilm. Ohne zu verkennen, was an vielen Stellen schon geleistet wurde, muß festgestellt werden, daß dieses moderne Unterrichtsmittel bisher nicht die ihm gebührende Stellung gefunden hat. Erst der neue Staat hat die psychologischen Hemmungen gegenüber der technischen Errungenschaft des Films völlig überwunden, und er ist gewillt, auch den Film in den Dienst seiner Weltanschauung zu stellen. Das hat besonders in der Schule, und zwar unmittelbar im Klassenunterricht, zu geschehen. Der Film soll als gleichberechtigtes Lernmittel überall dort an die Stelle des Buches usw. treten, wo das bewegte Bild eindringlicher als alles andere zum Kinde spricht. Es ist mein Wille, daß dem Film ohne Verzögerung in der Schule die Stellung geschaffen wird, die ihm gebührt; er wird dann — worauf ich besonderen Wert lege — gerade bei den neuen Unterrichtsgegenständen der Rassen- und Volkskunde von vornherein mit eingesetzt werden können.“

Zur Erreichung des hier gezeigten Zieles ist nötig, daß innerhalb weniger Jahre alle deutschen Schulen mit Filmgeräten ausgerüstet werden, und daß aus dem engen Zusammenwirken von erfahrenen Lehrern, Fachleuten und Filmschaffenden die erforderlichen Unterrichtsfilme entstehen.

Ich rechne bei der Durchführung dieses bedeutungsvollen Planes auf die verständnisvolle Mitwirkung von Schulunterhaltungsträgern, Lehrern und Eltern.“

Der Vortragende führte dann u. a. aus:

Aus dem engsten Zusammenarbeiten von Lehrern und Filmfachleuten muß also der Unterrichtsfilm entstehen. Früher waren die Lichtspielhäuser bei gewissen Vergünstigungen, in deren Genuß sie kommen wollten, verpflichtet, Kulturfilme zu bringen, die den Anforderungen, die man an einen solchen belehrenden Film stellen muß, nicht genigten. Für Schulen war dieses Material nicht ohne weiteres zu gebrauchen. Zunächst stellt man noch in der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm aus Ausschnitten alter Filme Unterrichtstreifen zusammen. Schon nach einem Jahr werden wir neue Filme haben, die ganz anders aussehen.

In jeder Provinz gibt es einen Landesbildstellenleiter, der die gesamte Organisation auszubauen hat. Er ernennt die Kreis- bzw. Stadtbildstellenleiter, die Lehrer in dem betreffenden Bezirk sind. Diese unterstützen ihn durch Sammlung von Material, durch Anregungen und ihre Erfahrungen. Hierbei wird aufs engste mit dem NSLB. zusammengearbeitet. In Ostpreußen ist die ganze Organisation bereits aufgebaut. Schon seit 1928 arbeitet Studienrat Zerbst auf diesem Gebiet, dessen Wichtigkeit erst der nationalsozialistische Staat erkannt hat. Im Januar d. Js. werden bereits 61 Schmalfilmgeräte an die ostpreußischen Schulen zur Verteilung gelangen. In vier bis fünf Jahren werden je zwei Schulen einen

Schmalfilmapparat besitzen, wobei die Grenzkreise ganz besonders berücksichtigt werden sollen. Das Geld hierzu wird durch den Lehrmittelbeitrag, der von den Schülern in Höhe von 20 Pfennigen vierteljährlich gezahlt wird, aufgebracht. In Ostpreußen zahlen etwa 75 Prozent aller Schüler diesen Beitrag. Das Geld wird dann an die Zentralstelle in Berlin abgeführt und fließt ohne jeglichen Abzug den Provinzen, die es gesammelt, wieder zu. Für die Kosten der Organisation, Reisen usw. wird hiervon kein Pfennig ausgegeben.

Um Bilder oder Filme einer fruchtbaren Kritik unterziehen zu können, muß man erst lernen, sie richtig zu sehen. Erst bei der fünften oder sechsten Betrachtung sieht man wirklich alle Einzelheiten. Wie entstanden früher die Lichtbildserien? Vielfach wurde aus Büchern eine Folge hergestellt, zu der an Hand von Nachschlagewerken ein Text verfaßt wurde. Dieser unmöglichen Produktion wird man einen Niegel vorschieben. Zunächst hat sich die Reichsstelle vor allem dem Film zugewandt. In Zukunft wird aber auch das Lichtbild, das aus öffentlichen Mitteln hergestellt ist und dem Unterricht dienen soll, der Zensur unterworfen sein, wie das beim Film ja der Fall ist. Bei rassapolitischen Bildern geschieht das schon heute. In zwei bis drei Jahren werden sich alle Neuerungen voll auswirken. Es ist unbedingt nötig, daß bei der Reorganisation des Unterrichtsbild- und Filmwesens alle Erzieher eifrig mitarbeiten, anregend wirken und Vorschläge zur Herstellung machen. Die Bildung engerer Arbeitsgemeinschaften ist hierfür notwendig. Buchstein, der von Ostpreußen Filme herstellen soll, wird von uns das Manuskript bekommen und von einem wissenschaftlichen Fachmann beraten werden. In gemeinsamen Sitzungen werden die Manuskripte vorgelesen werden, um in einer Aussprache die Behebung von etwaigen Mängeln durch mögliche Verbesserungen zu behandeln. Nur so wird es möglich sein, wirklich brauchbare und nicht langweilige Filme zu schaffen.

Die Hapag hat bereits gute Lichtbildserien, deren jede 80 Bilder umfaßt und mit einem guten Text versehen ist, hergestellt. Doch sind diese für den Unterricht unmittelbar nicht zu gebrauchen.

Warum denn Lichtbilder und Filme im Unterricht, so könnte jemand fragen, wo wir doch gute Anschauungsbilder haben. Es ist ohne weiteres klar, daß auf den Schüler Bild und Film, die er vielleicht noch keimhaft gesehen hat, viel lebendiger wirken als die bekannten Tafeln. Der Film soll in der Schule nicht etwa das Glasbild verdrängen. Beides hat seine Berechtigung. So wird man in der Erdkunde vor allem Lichtbilder verwenden, jedoch können viele Erscheinungen, wie z. B. Stürme, Wasserfälle, Vulkanausbrüche usw. nur durch den Film wirklich anschaulich gemacht werden. In der Darstellung des Menschen in seiner Landschaft und besonders heimatkundlicher Dinge bringt der Film natürlich viel mehr als das Lichtbild. Die Typenbildung, z. B. bei Völkern, Rassen, Siedlungsformen usw., kann durch den Film ebenfalls viel besser als durch das Lichtbild veranschaulicht werden, ebenso die Entstehung einer Landschaft. Mit den Epidiaskopen ist viel Unfug getrieben worden. Ihre Anschaffung ist recht kostspielig und daher nur wenigen Schulen möglich. Ein gutes Glasbild ist auf jeden Fall besser als die Reproduktion von Photographien und Zeichnungen. Die ostpreußische Landesbildstelle besitzt eine ganze Reihe guter Lichtbilder und schafft weitere an, die den Schulen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

Interessant ist der Versuch, der von Prof. Lampe vorgeschlagen wird: Die Herstellung der „lebenden Landschaft“. Das

ganze Jahr hindurch soll hierbei ein Landschaftsausschnitt im Bilde festgehalten werden, um so jede Veränderung aufzunehmen und das Werden und Vergehen in der Natur veranschaulichen zu können. Technisch ist diese Aufgabe nicht leicht zu lösen; aber sie ist so interessant, daß man einen derartigen Versuch machen sollte.

Der Film oder das Bild soll nun nicht etwa den Unterricht ersetzen, sondern mit ihnen soll unterrichtet werden. Die Unterrichtsfrage ist noch nicht genügend geklärt worden, weil man bisher vor allem auf technischem Gebiet gearbeitet hat. Der Film darf keine Spielerei werden, sondern ein positives Unterrichtsmittel von vielen anderen. Die Schüler sollen lernen, den Vorführapparat selbst zu bedienen, damit der Lehrer dadurch an seinem Unterricht nicht behindert wird. Der Stromverbrauch ist ein sehr geringer. Nach einem nochmaligen Appell zur Mitarbeit schloß Studienrat Zerbst seinen interessanten Vortrag.

Bei der darauffolgenden Vorführung von Bildern und dem Masurenfilm von Dr. Simoneit, wurden die bei den heutigen Anforderungen an Bild und Film bestehenden Mängel erläutert. Die sich daran anschließende Aussprache, an der sich vor allem die Studienträger Dr. Hürtig, Dr. Hoffmann, Zerbst und Mittelschullehrer Gräde beteiligten, ergab eine Fülle von Anregungen.

Die Landschaft muß belebt sein. Interessant wären Panoramaaufnahmen einer Gegend. Das Eigenartige in der Landschaft muß genügend hervortretend berücksichtigt werden, so z. B. in Masurien die Ninnen- und Flächenseen, die Moränenbildung usw. Ferner muß das Jahreszeitliche im Film seinen Niederschlag finden, also nicht nur die sommerliche Fischerei und der Segelsport, sondern auch die Eisfischerei und das Eissegeln. Man müßte

Exkursionen durch Ostpreußen unternehmen, um an Ort und Stelle die vielfachen Möglichkeiten der Bildaufnahme zu studieren und mit Schmalfilmen Probeaufnahmen machen. Bei der Herstellung von Filmen muß das Alter der Schüler berücksichtigt werden. Die Vorarbeiten für einen guten Film bis zu seiner vorführbaren Fertigstellung dürften zwei bis drei Jahre dauern, wenn seine Wiedergabe etwa 20 bis 25 Minuten dauert. Die Vertrauensleute in den Schulen sollen ihre Kollegen fragen, ob sie besondere Wünsche für die Herstellung von Filmen haben. Diese Anregungen sind dann der Landesbildstelle in Königsberg Pr., Paulstr. 2, zu übermitteln.

Man könnte mehrere Filme von Ostpreußen nach den verschiedensten Gesichtspunkten herstellen. Die kunstgeschichtlichen Baudenkmäler (Marienburg, Ordensbauten, Schlösser usw.), die ostpreußischen Bauernhäuser, ostpreußische Siedlungsformen, der ostpreußische Wald in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, die Eiszeit in Ostpreußen (ausgehend vom Gletscher bis zur heutigen Landschaft, mit Trickzeichnungen), eine Wanderfahrt durch Ostpreußen mit besonderer Berücksichtigung der Jugendherbergen, Neulandschaffungen (z. B. im Rogatdelta), die Kulturarbeit des Menschen (Gr. Moosbruch, Reichsautofstraßen usw.) wären solche Themen. Als Ausgangspunkt für alle Darstellungen wäre wohl immer die Landschaft zu wählen.

Anregungen und Wünsche für die Neugestaltung des künftigen Unterrichtsfilms zu erhalten, mit ein Hauptzweck des Vortragsabends, dürfte vollauf erreicht worden sein. Weitere rege Mitarbeit wird im eigensten Interesse von jedem interessierten Erzieher und jeder Erzieherin erwartet.

Luftschutzübung in der Schule / Fritz Stamm, Luftschutzhobmann der Hoffmannschule, Königsberg.

Schon lange hatte ich unsern Jungen eine große Luftschutzübung versprochen. Nachdem nun die theoretischen Voraussetzungen getroffen waren, sollte sie heute — ganz überraschend — stattfinden.

Um 9.25 Uhr gellte das für Luftschutzübungen verabredete Signal durch unsere beiden Häuser. Sogleich öffneten sich alle Klassentüren und über 700 Kinder setzten sich in Bewegung. Die Korridor- und Treppenordner nahmen ihre Plätze ein und ohne Gedränge und Geschubse vollzog sich der Abmarsch in die Schutzräume. Erschwert wird dies bei uns besonders dadurch, daß wir in unserm alten Hause nur immer eine ziemlich enge Treppe zur Verfügung haben, auf der höchstens zwei Kinder nebeneinander gehen können. So dauerte es immerhin etwas über zwei Minuten, bis alle Klassen in den Schutzräumen angelangt waren und die ihnen vorher zugewiesenen Plätze eingenommen hatten. Auf den drei verschiedenen Böden hatten die Hausfeuerwehrleute und ihre Melder ihre Stände bezogen. Das ganze Schulhaus lag totenstill da, Türen und Fenster waren geschlossen.

Im Schutzraum war durch zusammengestellte einfache Bänke eine Brücke aufgeschlagen, zur Aufnahme Erkrankter und Verwundeter. Verbandmaterial, Desinfektionsmittel und Schienen zum behelfsmäßigen Verbinden von Arm- und Beinbrüchen waren bereitgelegt. Eine Tragbahre stand bereit. Es dauerte nun auch gar nicht lange, als bereits die ersten Bomben in der Nähe des Schulhauses mit großem Krachen einschlugen. Ein wenig später polterte ein Läufer die Treppe herab und klopft bei uns an. Der Kollege Schleusenwart läßt ihn ein. Er bringt die Meldung: Auf Boden I ist eine Brandbombe durch das Dach geschlagen. Das Feuer ist gelöscht, aber durch herabfallende Ziegel ist ein Feuerwehrmann schwer verletzt, wahrscheinlich auch Oberschenkelbruch.

„Träger an die Bahre!“ Gasmasken auf!“ „Zum Boden I marsch!“ Ich führe die Träger zum Boden I, um den Verletzten abzuholen. Er ist von seinen Gefährten schon an eine etwas gehobene Stelle gelegt. Behutsam heben wir ihn auf die Bahre und steigen mit ihm die Treppen hinab. Und hier war es wirklich rührend zu sehen, wie vorsichtig die Jungen mit ihrem kranken Kameraden gingen, wie sorgsam sie auf den engen Treppenabfällen darauf achteten, daß die Bahre nicht unnötigen Erschütterungen ausgesetzt war, wie behutsam sie ihn dann auf die Brücke betteten. Eine als Zaienhelferin ausgebildete Kollegin übernahm dann die weitere Pflege des Verwundeten, richtete und schiente das verletzte Bein und rief ihn durch Kompressen und belebende Mittel wieder ins Bewußtsein zurück.

Raum war ich wieder in der Schleuse angelangt, als von Boden II die Meldung eintraf, daß zur Unterstützung der Feuerwehr noch einige Leute gebraucht werden. Ich schickte vier Reserve-Feuerwehrleute zur Hilfeleistung hinauf.

Immer noch fielen krachend die Bomben. Da — eine mußte wieder das Haus getroffen haben. Das elektrische Licht im Keller erlosch — ich hatte es ausgedreht. — Eine leichte Unruhe ergriff die Schülerschar. Ich rief: „Die elektrische Leitung ist zerstört, das Licht versagt!“ Sogleich flammten an zwei, drei Stellen Streichhölzer auf und die mitgebrachten Lichte wurden angezündet. Sogleich beruhigten sich die Kinder wieder und harrten neugierig der weiteren Dinge. Ich begab mich nun selbst noch einmal auf alle vorgeschobenen Posten, um hier nach dem Rechten zu sehen und gab dann das Entwarnungssignal. Sogleich setzten sich unten die Entlüftungstrupps in Bewegung, öffneten Türen und Fenster und in derselben Ordnung vollzog sich die Rückkehr in die Klassen. Der Verletzte wurde zum Krankenhaus gebracht; in den Schutzräumen sorgten die Aufräumungstrupps für Wiederherstellung der äußeren Ordnung und für Lüftung, damit die Schutzräume gegebenenfalls gleich wieder zu benutzen wären.

Der Schulbetrieb ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Und welchen Eindruck machte die Übung?

Diejenigen, die sich mit der Frage des Luftschutzes näher beschäftigt haben, wissen aus den Tatsachen des Weltkrieges, daß in seinen letzten Jahren durch vorbeugende Maßnahmen die Zahl der Opfer der Fliegerangriffe bedeutend herabgesetzt werden konnte im Verhältnis zur Zahl der Angriffe.

Und sie werden mir Recht geben: Das Erkennen einer Gefahr und die dafür vorher getroffenen Schutzmaßnahmen nehmen jeder Gefahr schon einen großen Teil ihres Schreckens. Darum wollen und müssen wir vorbereitend üben.

Ich gebe zu, daß ein rechter Luftschutz gerade im Schulbetrieb sehr schwer zu erreichen ist. Aber sollen wir deshalb ganz darauf verzichten? Nein! Im Gegenteil! Wir wollen alles tun, was hier möglich ist und alles zusammentragen, was hier irgendwie von Nutzen sein könnte. So kann und wird es uns gelingen, auch für den Schulbetrieb einen passiven Luftschutz zu erziehen, der allen Anforderungen gewachsen ist. Kameradschaftlichkeit, Mut, Entschlossenheit, Opferbereitschaft können wir dabei unsere Jugend lehren, die Wichtigkeit der Erhaltung unseres Volksvermögens durch Verhütung von Bränden können wir ihr zeigen, durch Ge-

fahr unsere Jungen stählen und sie zu furchtlosen Männern machen, die für die Volksgemeinschaft wirken und die auch bereit sind, für sie ihr Leben in die Schanze zu schlagen.

Schon allein um dieser hohen ideellen Ziele willen wollen wir den Gedanken des Luftschuges in den Schulen pflegen und ausbauen. Es soll uns Erzieher nicht der Vorwurf treffen, auch nur

das Geringste versäumt zu haben, was dem Volke und der Volksgemeinschaft dient und nützt.

Wir wollen alle mithelfen an dem Werk unseres großen Führers Adolf Hitler, Deutschland groß und mächtig und einig zu machen. Wir wollen aber auch mithelfen, es vor Schaden zu bewahren, es schützen und mehren. „Alles für Deutschland“.

Aussichten für akademische Mittelschullehrer auf Anstellung im Mittelschuldienst / Herbert Wilhelm, Königsberg.

Im Laufe der letzten Jahre hat die Zahl der akademischen Mittelschullehrer in so gewaltigem Maße zugenommen, daß vom augenblicklichen Standpunkt aus betrachtet auf Jahrzehnte keine Möglichkeit besteht, alle Bewerber in eine Mittelschullehrerstelle zu bringen. In Ostpreußen haben bisher 175 Studenten und 180 Studentinnen die Mittelschullehrerprüfung bestanden. Davon sind einige an Privatschulen angestellt oder beschäftigt worden. Einige andere haben im städtischen Mittelschuldienst Vertretungen erhalten und wieder andere fanden im Landjahr und Erziehungsanstalten Arbeit. Der überaus größte Teil ist zeitweise nebenamtlich im Heeresfachschuldienst oder als Hauslehrer oder gar in einem völlig anderen Beruf beschäftigt. Neuerdings sind einige Berufskameraden mit elf Wochenstunden vertretungsweise im Volksschuldienst beschäftigt worden. Auf diese Weise war es möglich, beinahe alle männlichen Lehrkräfte, wenn auch nur mit geringem Einkommen, zu beschäftigen. Dieser Zustand darf aber nicht über die trostlose Gesamtlage hinwegtäuschen und zu falschen Hoffnungen Anlaß geben. Es erhebt sich nun die brennende Frage, wann diese Lehrkräfte einmal in ihren eigentlichen Beruf kommen werden. Wie schon oben erwähnt, ist die Lage, vom heutigen Stand der Dinge aus gesehen, vollkommen aussichtslos. Das klingt sehr hart, muß aber einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden.

Wie ist nun die Lage? Es gibt in Ostpreußen 25 städtische Mittelschulen mit rund 350 Lehrkräften (männlich und weiblich) und ungefähr 40 Privatschulen mit 200 Lehrkräften. Betrachten wir nun nur die städtischen Mittelschulen, denn diese kommen ja streng genommen nur in Frage. Angenommen, durch Beförderung, Pensionierung und Tod werden jährlich 5 Prozent der Stellen, also etwa 18, frei. Diese 18 Stellen können aber nicht allein von akademischen Mittelschullehrern besetzt werden, sondern nur ein Drittel davon, also sechs Stellen. Ähnlich ist die Lage an den Privatschulen. Daraus geht — selbst wenn der Prozentfuß der freiwerdenden Stellen höher sein sollte — allzu klar hervor, daß die Aussichten auf Anstellung äußerst gering sind.

Die wiederholten Versuche, die trostlose Lage der akademischen Mittelschullehrer durch Beschäftigung im Volksschuldienst zu bessern, hatten den Erfolg, daß Umschulungskurse von einjähriger Dauer geschaffen wurden. Leider wurde diese Gelegenheit, schnell in den Staatsdienst zu kommen, von nur sehr wenigen ausgenutzt. Ab April 1935 werden wieder solche Schulungskurse von kürzerer Dauer — allerdings nur für männliche evangelische Mittelschullehrer — durchgeführt. (Vergl. Ministerialerlaß vom 20. 12. 1934, veröffentlicht in dieser Nummer des „Ostpreußischen Erziehers“). Zu dem Vorschlag, in Königsberg einjährige Umschulungskurse durchzuführen, die in ihrer Art den Bezirksseminaren der Studienreferendare ähnlich sein sollen, ist noch nicht endgültig Stellung genommen worden.

Die im ersten Umschulungskursus gemachten Erfahrungen werden sicher vielen die Mutlosigkeit nehmen, an einem solchen Lehrgang teilzunehmen. Außerdem muß man stets in Betracht ziehen, daß die finanzielle Belastung, die ja als Hauptgrund immer angeführt wird, in keinem Verhältnis zu dem Vorteil steht, in kurzer Zeit im Staatsdienst beschäftigt zu werden. Es sollte deshalb jeder, der Wert darauf legt, bald in den Schuldienst zu kommen, keine Ausgaben scheuen und diesen Weg gehen; denn eine andere Möglichkeit, in den Volksschuldienst zu kommen, gibt es zur Zeit nicht.

Die Meldungen zu diesem Kursus sollen am 15. d. Mts. bei dem Direktor der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing abgegeben sein. Der Gau hat aber um einige Tage Fristverlängerung gebeten, da der Ministerialerlaß hier sehr spät bekannt wurde. Die Meldungen können deshalb auch einige Tage später, spätestens bis zum 20. d. Mts., abgegeben werden. Der Meldung sind unbedingt ein Lebenslauf und Zeugnisabschriften beizufügen, während die übrigen Papiere (polizeiliches Führungszeugnis, Gesundheitszeugnis, Nachweis der arischen Abstammung) nötigenfalls nachgereicht werden können. (Der angezogene Ministerialerlaß ist in der „Umschau“ abgedruckt.)

Umschau

Abchrift.

Der Reichs- und Preussische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

II II B 2595, II II D.

Berlin W 8, den 20. Dezember 1934.
Unter den Linden 4, Postfach.

Umschulung von evangelischen männlichen akademischen Anwärtern auf Mittelschullehrerstellen für den Volksschuldienst.

Die Beschäftigungslage für evangelische männliche Schulamtsbewerber läßt es zu, auch im kommenden Jahre eine beschränkte Anzahl von evangelischen männlichen akademischen Anwärtern für Mittelschullehrerstellen für den Volksschuldienst umzuschulen. In Fortführung der durch meinen Runderlaß vom 26. Oktober 1933 — II II B Nr. 2001, II II D 1 — (Zbl. S. 280) eingeleiteten Maßnahme beginnen zu Ostern 1935 erneut Lehrgänge, die den Zweck haben, diese Anwärter in die Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts einzuführen. Die Lehrgänge, die bisher ein Jahr dauerten, werden voraussichtlich um einige Monate verkürzt werden.

Die Herren Regierungspräsidenten und den Herrn Staatskommissar der Hauptstadt Berlin erlaube ich, die evangelischen männlichen akademischen Anwärter für Mittelschullehrerstellen in geeigneter Weise zu benachrichtigen und ihnen anheim zu geben, Aufnahmeversuche bis zum 15. Januar 1935 bei den Direktoren der Hochschulen für Lehrerbildung in Elbing, Cottbus, Frankfurt a. O., Lauenburg i. B., Hirschberg i. Rhg., Kiel, Dortmund oder Weilburg einzureichen. Den Anwärtern ist hierbei zu eröffnen, daß ihre Beschäftigung im Volksschul-

dienste nach Beendigung des Lehrgangs in Aussicht genommen ist, daß sie aber im Falle der Nichtbeschäftigung wie die übrigen Schulamtsbewerber keinen Anspruch auf Gewährung von Fortbildungszuschüssen haben.

Jeder Aufnahmefuchende darf sich nur an einer Hochschule für Lehrerbildung bewerben. Den Gesuchen sind die in meinem Runderlaß vom 26. Oktober 1933 — II II B 2001, II II D 1 — bezeichneten Unterlagen beizufügen. An Stelle des Nachweises der preussischen Staatsangehörigkeit hat jeder Anwärter einen amtlichen Nachweis über die deutsche Reichsangehörigkeit beizubringen mit einem Nachweis, daß er entweder am 1. Januar 1934 die preussische Staatsangehörigkeit besessen oder die letzten drei Jahre vor diesem Zeitpunkt in Preußen seinen Wohnsitz gehabt hat. Bezüglich der Vorlage des amtsärztlichen Gesundheitszeugnisses, der Vorstellung bei den Direktoren der Hochschulen für Lehrerbildung und der an die Aufnahmefuchenden zu stellenden Anforderungen verbleibt es bei meinem Runderlaß vom 26. Oktober 1933.

Im Gegensatz zu der bisherigen Regelung werden von Ostern 1935 ab voraussichtlich nur ein oder zwei Lehrgänge eingerichtet werden. An welchen Orten die Anwärter ausgebildet werden, läßt sich noch nicht übersehen. Hierüber ergeht noch weitere Mitteilung.

Wegen der endgültigen Zulassung der Anwärter zu den Lehrgängen verweise ich die Herren Direktoren der Hochschulen für Lehrerbildung auf meinen Runderlaß vom 20. Dezember 1934 — II II B 2594, II II D —.

Dieser Erlaß wird im Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen veröffentlicht werden.

gez. B. R u ft.

Saar-Gedenkprägung

der Bayerischen Staatsmünze zum 13. 1. 1935.

Aus Anlaß der bevorstehenden Abstimmung im Saargebiet hat die Bayerische Staatsmünze im Einvernehmen mit dem Saar-Bevollmächtigten des Reichsanzlers nach Entwürfen des großen saarländischen Bildhauers Fritz Koele, St. Ingbert-München, eine hochkünstlerisch ausgeführte Saar-Gedenkprägung aufgelegt, die in den nächsten Tagen mit besonderer Genehmigung durch den Reichs- und Preussischen Minister des Innern zugunsten des Saar-Hilfswerkes dem öffentlichen Verkaufe übergeben wird.

Die Vorderseite dieser historischen Sonderprägung zeigt einen typischen deutschen Saar-Bergarbeiter, — gestaltet nach dem bekannten, ebenfalls von Koele geschaffenen Standbild „Saarbergmann“ vor der Nationalgalerie, Berlin. — und trägt die Umschrift „Deutsch die Saar immerdar“.

In Linie und Form sowohl plastisch wie künstlerisch ganz hervorragend gelöst, sehen wir den Saarkumpel in dem kleinen Rund der Prägung lebenswahr dargestellt; so wie ihn der Künstler im Bereiche der Kohle und des Eisens erlebt. Rüstig-ruhig, aber mit verhaltener Kraft und Spannung steht er da, gleichsam das ganze deutsche Saarkumpel verkörpernd. Ausdruck und Haltung verraten deutlich sein inneres Sehnen; er will zurück zum Reiche, zum angestammten Volke, Freud und Leid in Einigkeit wieder mit ihm teilen.

So wird dem Saarbergmann, diesem trozig-stillen Dulder und tapferen Kämpfer für Heimat und Vaterland in dieser Prägung ein bleibendes Mal gesetzt, das zugleich ein Sinnbild der Arbeit bedeutet.

Die Rückseite dieser Sonderprägung bringt in dezentem Relief eine kartographische Darstellung unseres Saargebietes, in der die wichtigsten Städte angedeutet und der Lauf des Saarflusses eingezeichnet ist; um die Abgrenzung dieses Teiles der urdeutschen Westmark auch in dieser Form allen deutschen Volksgenossen gegenwärtig zu machen. Die Beschriftung der Rückseite gibt der Volksabstimmung.

Die Prägung ist in aller Fünfmarsstückgröße, in Feinsilber und in Bronze ausgeführt und zum Originalpreis von RM 6,— bzw. RM 3,— bei allen Banken, Bankgeschäften und Spartassen erhältlich; sie kann auch unmittelbar bei der Geschäftsstelle des Saar-Hilfswerkes, Berlin W 9, Böh-Strasse 13 oder durch die offizielle Auslieferungsstelle, dem Bankhause Joh. Witzig & Co., München 2 W, bezogen werden.

Der Reinertrag dieser Ausgabe wird ungeschmälert für die Ausgaben des Saar-Hilfswerkes vor und nach der Abstimmung verwendet. Möge deshalb jeder Deutsche dieses charakteristische Gedenkstück saarländischer Kunst erwerben; er hilft damit unseren Brüdern an der Saar.

Deutsche Volksgenossen an der Saar!

Lange Jahre ward ihr von euren deutschen Brüdern getrennt. Weber Versprechungen noch Drohungen konnten euch dem Vaterlande entfremden. Denn deutsch ist euer Blut, deutsch eure Sprache, deutsch eure Sitten und Gebräuche, deutsch eure Bauweise, eure Kunst, eure gesamte Kultur, die ihr auch in diesen bitteren Jahren bewahrt und durch Erziehung eurer Kinder in deutschem Geiste gemehrt habt. Was wir in trüber Zeit nur bang zu hoffen wagten, eure bisher in schwerstem Ringen erwiesene Treue macht es uns zur Gewissheit. Der 13. Januar 1935 wird ein Tag deutschen Sieges sein, der euch in unsere vom Führer Adolf Hitler erkämpfte deutsche Volksgemeinschaft zurückführt.

Heil Hitler!
Hans Sch e m m.

Ausstellung „Das Buch der Jugend“ in Elbing.

An der Ausstellung „Das Buch der Jugend“ in Elbing, über die wir in Nr. 51/52 berichteten, war in hervorragendem Maße die Stadtbücherei Elbing neben den bereits früher erwähnten Organisationen beteiligt.

Schüler im Dienste der Auslandsdeutschen.

Der Volksbund für das Deutschtum im Ausland beabsichtigt, zur Durchführung seiner Hilfsaktion für die deutschen Volksgenossen des Auslands zwei Sammeltage, und zwar Sonnabend, den 26. Januar und Sonnabend, den 9. März 1935, abzuhalten. Der Reichsunterrichtsminister hat genehmigt, daß hierfür von jeder Schule etwa 20 bis 30 Schüler und Schülerinnen dem BDA zur Verfügung gestellt werden, die an den genannten Tagen vom Unterricht zu befreien sind. Es sollen nur ältere Schüler und Schülerinnen bestimmt werden.

Im einzelnen wird angeordnet, daß Mädchen immer nur zu zweien sammeln sollen. Bestimmte Stadtteile und Lokale sind ihnen nicht zuzuwenden. Wegen Befreiung der Jugendlichen, die am Staatsjugendtag teilzunehmen haben, hat sich die Bundesleitung des BDA mit dem Reichsjugendführer in Verbindung gesetzt.

Personalien.

Nach dem Ausscheiden des Ministerialdirigenten Dr. Rothstein aus dem Unterrichtsministerium hat Ministerialdirektor Dr. L ö p e l m a n n die Leitung der Abteilung E III (Höhere Schulen) im Amt für Erziehung übernommen.

Ministerialdirigent Dr. von Etta, der Leiter des Amtes für Volksbildung, und Dr. Krümmel, der dem Amt für körperliche Erziehung vorsteht, wurden zu Ministerialdirektoren ernannt.



Reichsportführer und Reichserziehungsminister.

Der Reichsportführer hat zur Wahrnehmung einheitlicher Erziehungsgrundsätze in den Leibesübungen als nationalsozialistischem Kulturfaktor in seinem Stabe ein Referat für Erziehung errichtet, das die Verbindung mit der Abteilung für körperliche Erziehung im Reichsunterrichtsministerium unterhalten soll.

Reichsfender Königsberg

Aus der Programmwoche vom 13. bis 19. Januar geben wir folgende Schulfunktionen bekannt:

Montag, den 14. Januar, 10.15 Uhr:
(vom Deutschlandsfender). Schulfunktion. Vom Werden des Preußentums. Hörspiel von E. W. Moeller.

Dienstag, den 15. Januar, 9.00 Uhr:
Englischer Schulfunk für die Mittelfstufe. Church and family. Elizabeth C. Deibel — Studienrat Dr. Kilian.

Mittwoch, den 16. Januar, 10.15 Uhr:
(aus Köln). Schulfunktion. Den Saal, den hieß anzünden König Ehels Weib.

Freitag, den 18. Januar, 9.00 Uhr:
Englischer Schulfunk für die Oberstufe. Boy Scouts and Girl-Guides. Sprachlehrer Hansmann — Studienrat Brandt.

Freitag, den 18. Januar, 10.15 Uhr:
(aus Hamburg). Schulfunktion. Truh, blanke Hans. Kampf um Sandgewinnung an Deutschlands Nordseeküsten.

Bücherschau

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München:

Singkamerad, Liederbuch der deutschen Jugend. Herausgegeben von der Reichsamtseitung des NSLB. In Leinen geb. 1,80 RM.

Der Singkamerad ist eine Sammlung des besten deutschen Liedgutes für unsere Jugend. Hier finden wir all die schönen Lieder, wie „O Straßburg, o Straßburg . . .“, „Zu Mantua in Banden . . .“, „Wir sind des Geyers schwarze Haufen . . .“ u. f. f. Dazu kommen die Weissen Horst Wessels und der Bewegung, die heute Allgemeingut der Nation geworden sind. All die Lieder sind hier verzeichnet, die von den ewigen Werten unseres Volkstums, Gott und Vaterland, Freiheit und Ehre, Treue und Heimat, Zeugnis geben.

Zeitschrift „Kunst und Jugend“.

Am 1. Januar wird die bekannte Zeitschrift „Kunst und Jugend“, Verlag Eugen Hardt, Stuttgart, vom NSLB durch den oben bezeichneten Verlag herausgegeben. Diese Monatszeitschrift erscheint zum Preise von 0,50 RM pro Monat und wird sich mit allen Fragen der bildnerischen, musikalischen und musischen Erziehung befassen. Als Fachzeitschrift der Reichsfachgruppe deutscher Zeichen- und Kunstlehrer im NSLB wird die Zeitung versuchen, auch die künstlerische Erziehung für alle Schulgattungen zu umspannen. Es dürfte sich deshalb empfehlen, „Kunst und Jugend“ mindestens in einem Exemplar für die einzelnen Schulen zu beziehen.

Aus dem Bundesleben

Befehlsausgabe!

Pestalozzistiftung für den Gau Ostpreußen.

Die Kreisamtsleiter ernennen in den Kreisen und Ortsgruppen Sachbearbeiter für die Pestalozzistiftung und melden sie bis zum 15. Januar dem Gauamt, Pg. G. Klugmann, Königsberg i. Pr., Neue Dammgasse 10a.

Das Einziehen der Beiträge für die Pestalozzistiftung besorgen die Ortsgruppen- und Kreisamtsleiter. Ihre Abführung kann durch die Gauämter des NSLB oder auch an die Kasse der Stiftung direkt auf Postcheck-Konto Nr. 2607 erfolgen.

R a a h, Gauamtsleiter.

Bundesnachrichten

Kreis Marienburg-Stuhm. Im dritten Vierteljahr 1934 beschäftigte sich unsere gesamte Schulungsarbeit ausschließlich mit der Deutschen Vorgeschichte, deren großer nationalpolitischer Wert ein eingehendes Studium verlangt. Um bei der Ueberfülle des vorgeschichtlichen Schrifttums Mißgriffe zu vermeiden, wurde ein Verzeichnis anerkannter Standard-Werke aufgestellt, die für unsere Bücherei angeschafft wurden und den Vortragenden zur Vorbereitung dienen. Die notwendige Einheitlichkeit wurde durch allgemein verbindliche Richtlinien (f. a. „D. G.“ S. 336 f.) und Rahmenschemen gewährleistet. Gleichzeitig wurde durch diese Beschränkung erreicht, daß das für den Erzieher Wichtigste auch tatsächlich zur Behandlung kam. — In den 11 Ortsgruppen, bzw. Stützpunkten wurden insgesamt 35 Tagungen abgehalten, auf denen in 71 Schulungsvorträgen die Deutsche Vorgeschichte auf der Tagesordnung stand (Das altgermanische Haus — Kleidung und Schmuck unserer germanischen Vorfahren — Vorgeschichtliche Waffen und Geräte — Germanische Bestattungsformen — Germanische Weltanschauung im Spiegel der germanischen Religion — Das Hakenkreuz als germanisches Symbol — Altgermanisches Familien- und Frauenleben — Rechtliche Zustände in der Vorzeit — Staat und Gesellschaft in der germanischen Vorzeit — u. a. m.). — Die Frage der unterrichtlichen Verwertung der Deutschen Vorgeschichte war Gegenstand der Fachschaftsarbeit. Am Ende des Vierteljahres wurden in den Fachschaften II und V als Abschluß folgende Vorträge gehalten: Einbau der Deutschen Vorgeschichte in den Deutsch-, Erdkunde- und Zeichenunterricht der höheren Schule — Vor- und Frühgeschichte in der Grundschule — Vorgeschichte im Lehrplan der Oberstufe der Volksschule — Lehr- und Lernmittel für die Behandlung der Vorgeschichte in der Volksschule.

Mit Wirkung vom 1. Oktober wurden die Kreise Marienburg und Stuhm getrennt. Neben das Kreisamt Marienburg tritt damit ein selbständiges Kreisamt Stuhm, dessen Leitung Pg. Pauli in Stuhm übertragen wurde.

Manchmal tun's Worte nicht!

Es gibt Sachen, bei denen Worte nicht ausreichen, sie und ihre Eigenart den Schülern begrifflich nahe zubringen. Vielleicht tut's

ein Bild, mit einem ZEISS IKON Lichtbildgerät projiziert!



Hans Harpf

Das Haus der Musik
Königsberg Pr. Französische Straße 12-13a

Noten / Humorstika / Schallplatten

Guter Rat!

Ist eine Leitung mal defekt,
Der Kluge gleich begibt sich —
Der Kluge weiß, wo „**Lichtschultz**“ steckt —
Vorstr. Langgass' 71 und
Roßg. Passage 2 Telefon 43431
Reparaturen, Leuchtkörper, Radio, Heiz-
und Kochapparate, Auf- und Umarbeiten von
Beleuchtungskörpern. Teilzahlung gestattet.
Annahme von Ehestands-Darlehnsch.

Alfred Turowski

Königsberg Pr., Bernsteinsstraße 9
Fernsprech-Anschluß 3 28 86

Der Photograph
für Ostpreußens Schulen

Einbinden sämtl. Zeitschriften

Gesetzsammlungen, Bibliotheksbücher
etc., Aufziehen von Karten, Anfertigung
von Kästen, Mappen, Lederarbeiten,
künstlerischen Adressen, Golddruck
Lotte Netke, Buchbindermeister
Vorder-Roßg. 29 I, am Roßgärt. Markt
Telefon 3 09 93

Saarräumung — Reichsgründung

erschien soeben: 1. Unser Saarland wieder
deutsch und frei! Drei ausf. Feiern für
Volks-, höh. Schulen u. die Öffentlichkeit
(m. Reden, Vorspr., Ged., Ges., Dekl.,
Sprechchören usw. nebst 3 Aufz.) zus.
1.50 RM. — 2. Die Reichsgründungsfeier
i. 3 R. am 18. Jan. (Drei vollst. Feiern
m. Reden, Vorspr., Ges., Sprechchören
und zahlr. Ged.) zus. 1.50 RM.

Neuer Berliner Buchvertrieb
Berlin N 113, Schivelbeiner Straße 3

Für 18. 1., 30. 1., Volkstrauertag, 21. 2.,
Schulenti., 20. 4., Muttertag, Deutsch.
Abend, NS.-Frauenw. usw.

NS-Feiern

(2. Auflage) im Rahmen eines Hitler-
Jahres. Preis (alle 30 Feiern des Jahres
zusammen) 3 RM. Enthält auf 256 Seiten
ausführliche Feiern mit Reden, Dekla-
mationen, Gedichten, Liedern, Vortrags-
folgen usw. für alle Feste und Gedenk-
tage des ganzen Jahres.

Neuer Berliner Buchvertrieb
Berlin N 113, Schivelbeiner Straße 3.

vorm. J. C. Schloesser

Inh. Karl Martins
Königsberg, Kneiph. Langg. 20, Tel. 369 45

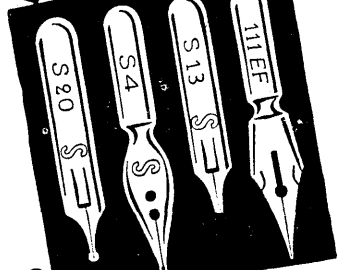
Beleuchtungskörper

Elektrische Heiz- und Kochgeräte
Staubsauger / Blitzschutzanlagen
Radio-, Licht-, Kraft- u. Schwach-
strom Anlagen ... Reparaturen

Wer inseriert

wird nicht vergessen!

Soennecken Federn



für Füllfeder
Federproben u. Prospekt Nr. S 25 kostenfrei
F. SOENNECKEN · BONN

Bundesanzeigen

NSLB., Ortsgruppe Mohrungen. Tagung am Donnerstag, dem
24. Januar, 16.30 Uhr, im Reichshof. 1. Vortrag: Methodische
Auswertung der Vorgeschichte in der Volksschule. (Hahn). 2. und 3.
Vorträge: Was ist aus der Edda, was aus der Germania des
Tacitus im Volksschulunterricht zu verwerten? (Rienau, Nieß).
4. Verschiedenes.

Fortbildungstagung für Schulumstbewerber (innen) im Kr. Pr. Eylau.
Am Montag, dem 14. Januar, vorm. 9 Uhr, in Mollwitten 1. Lehr-
probe in Heimatkunde, 3. Schulj.: Der Hund (Nitsche). 2. Lehr-
probe in Erdkunde a) 4./5. Schulj.: Die Elbinger Höhen, b) 6. bis
8. Schulj.: Die Tschechoslowakei (Nitsche). 3. Vespredung. 4. Vor-
trag nach Claus, Rasse und Seele, 3. Teil (Nietbock).

NSLB., Ortsgruppe Bartenstein. Nächste Monatsversammlung am
Donnerstag, dem 17. Januar, 16.30 Uhr. 1. Vortrag Reinf.:
Geopolitik an praktischen Beispielen erläutert; 2. Geschäftliche Mit-
teilungen.

**Schulvorzugspreise der blauen oder
grünen Bändchen.** Kart. Schulausgabe:
ab 10 Stck. eines Bds. od. Insbes. 25 Bde.
je RM. —,40 statt 45 Pl.
ab 20 Stck. i. d. Bds. od. Insbes. 50 Bde.
je RM. —,38 statt 45 Pl.
ab 30 Stck. eines Bds. od. Insbes. 100 Bde.
je RM. —,36 statt 45 Pl.
geb. Bibliotheksaufl. (Halb- od. Ganzl.)
ab 10 Stck. eines Bds. od. Insbes. 15 Bde.
je RM. —,80 statt 85 Pl.
ab 15 Stck. eines Bds. od. Insbes. 20 Bde.
je RM. —,75 statt 85 Pl.
ab 20 Stck. eines Bds. od. Insbes. 25 Bde.
je RM. —,70 statt 85 Pl.
Textgüte u. Textmenge, nicht Seitenzahl
u. Preis bestimmen die Preisverhältnisse
einer Ausgabe. Wir liefern unverändert
zur Ansicht. Altersstufen- und Stoff-
gruppenverzeichnisse kostenlos.
Hermann Schaffstein Verlag, Kö n i g s b e r g.



Wer ein neues oder gebrauchtes
HARMONIUM
oder eine Blockflöte, Gitarre, Laute,
Mandoline oder Geige etc. gut und
preiswert kaufen will, verlange
Katalog mit Offerte von

Harmoniumfabrik Bongardt & Herfurth, G.m.b.H.
Wuppertal-Barmen 3d

Wer
verschafft mir geg.
Unkost. = Ersatzg.
die Adresse eines
Kollegen
Wittmann
im Memelgebiet?
(evtl. Wwe.)
L. Leß, Kiel,
Gutenbergstraße 70.

**Stempel-
Fabrik
E. Braun**
Königsberg Pr.
Köttelstr. 28a
Ruf 309 26

F l ü g e l
Pianos
neu und gebraucht,
in jeder Preislage
günstig abzugeben.
G. Zimmermann
Königsberg 39
Stimmen, Reparatur.

**Schreiben
Sie stets:**
Bezugnehmend
auf Ihr Inserat
im „Ostpreuß.“
Erzieher“



**Auskunft: Kollektiv-Abteilung der Filialdirektion der
Iduna-Germania, Königsberg Pr., Vorder-Roßgarten Nr. 25
Telefon 3 34 02**